

UB Gießen

OSR

519

Hermann Langbein

**... wir haben
es getan**

**Selbstporträts
in Tagebüchern
und Briefen
1939-1945**

Europäische Perspektive

ACL

Europa Verlag

OSR 519

UB GIESSEN



27 012 469

P-

880

D



Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

Europäische Perspektiven

Herausgeber:

Univ.-Prof. DDr. h. c. Fritz Baade, Kiel
Univ.-Prof. DDr. Richard F. Behrendt, Bern
Peter Blachstein, Hamburg
Dr. Wilfried Daim, Wien
Univ.-Prof. Dr. Vladimir Dedijer, Manchester
Dr. Walter Fabian, Köln
Hans Gottfurcht, Lugano
Univ.-Prof. C. A. Gulick, Berkeley
Univ.-Prof. Dr. Friedrich Heer, Wien
Univ.-Prof. Dr. Harold von Hofe, Los Angeles
Dr. Tuure Junnila, Helsinki
Dr. Bruno Kalnins, Stockholm
Univ.-Prof. DDr. Hans Kelsen, Berkeley
Prof. Fritz Klenner, Wien
Univ.-Prof. Dr. August M. Knoll †, Wien
Manolis Korakas, Athen
Dr. Otto Leichter, New York
Salvador de Madariaga, Oxford
Univ.-Prof. Dr. Ludwig Marcuse, Santa Monica
Dr. Albert Massiczek, Wien
Univ.-Prof. Dr. Robert Minder, Paris
DDr. Günther Nenning, Wien
Dr. Hans Oprecht, Zürich
Erich Pogats, Wien
Dr. Oscar Pollak †, Wien
Denis de Rougemont, Genf
Artur Saturnus, Montigny-les-Cormeilles
Prof. Dr. Ernst Schönwiese, Wien
Prof. Franz Senghofer, Wien
Ignazio Silone, Rom
Prof. Viktor Slama, Wien
Univ.-Prof. Dr. Otto Stammer, Berlin
Fritz Sternberg †, München
Peter Strasser †, Wien
Univ.-Prof. Dr. Adolf Sturmthal, New York
Univ.-Prof. Dr. Masao Takahashi, Tokio
Dr. Max Tau, Oslo
Univ.-Prof. Dr. Hans Thirring, Wien
Ernst Winkler, Wien
Dr. Stefan Wirlandner, Wien
Prof. Fritz Wotruba, Wien

Redaktion:

Prof. Fritz Klenner
Dr. Hans Oprecht
Erich Pogats

Europa Verlag

Hermann Langbein

**... wir haben
es getan**



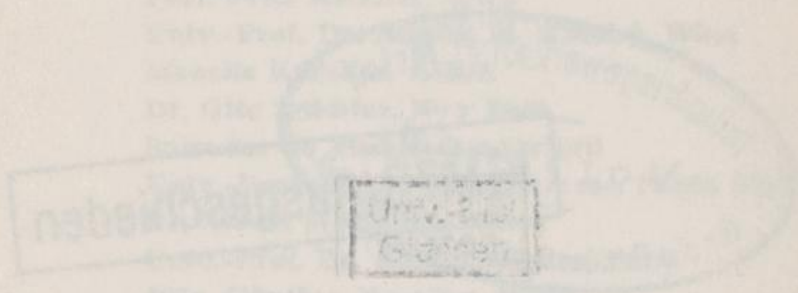
Vereinnehm
Bücherverzeichnis Nr. 7699/Att
am: 11.6.66 EMP 61

**Selbstporträts
in Tagebüchern
und Briefen
1939-1945**

Heike Duill
Marianne Groß
Breidensteiner Weg 74
6000 Frankfurt/M. 90
Telefon 069/7893368

7/94

Wien • Köln • Stuttgart • Zürich



27012469

Einband und Typographie: Hans Steipe

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks
und der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten

© 1964 by Europa Verlag Wien
Printed in Austria

Gesetzt aus Linotype Exzelsior und Volta
Druck Gutenberg Wiener Neustadt
Gesamtherstellung Europa Verlag Wien

Inhalt

Skeptikern gewidmet	7
Es beginnt mit „Bögen und Portionen“	17
„Liquidiert sie selber!“	41
Der Herr Professor in Auschwitz	75
So sollte es werden	113
Die Moral der Zeitgeschichte	125
Anhang	133
Quellenangabe	135
Über den Autor	136

Skeptikern gewidmet

Im Vernichtungslager Auschwitz bestand eine Geheimorganisation der Häftlinge. Sie bemühte sich, die Welt wissen zu lassen, was in Auschwitz verbrochen wurde. Es ist ihr mit Hilfe von polnischen Zwangsarbeitern, die in Lagernähe arbeiten mußten, gelungen, Nachrichten über den Umfang des Massenmordens an die polnische Widerstandsorganisation in Krakau zu schicken. Sie wurden von dort über Geheimsender nach London weitergeleitet — und dort lange Zeit beiseitegelegt, weil man sie nicht glaubte. Als im Frühling 1944 in Auschwitz von der SS Vorbereitungen für die größte Vernichtungsaktion — die Deportation von hunderttausenden ungarischer Juden in einigen Wochen — getroffen wurden, erfuhr diese Geheimorganisation davon. In einem Schreiben, in dem das Schicksal der Deportierten in den Gaskammern von Auschwitz geschildert wird, und das aus dem Lager hinaus und weiter nach Ungarn geschmuggelt wurde, warnte sie eindringlich. Selbst zu diesem Zeitpunkt, nachdem der Massenmord an Juden schon jahrelang durchgeführt worden war, ist diese Warnung als übertrieben betrachtet und nicht so ernst genommen worden, wie sie es verdient hätte.

Es überstieg alle Vorstellungskraft, zu glauben, daß ein Staat in Mitteleuropa, im 20. Jahrhundert, kaltblütig Völkermord anordnen könne; daß seine Führer die von ihnen selbst befohlenen Maßnahmen rundweg ableugnen und daß ihre Stimmen, die aus allen Lautsprechern tönten, dabei Überzeugungskraft ausstrahlen konnten. Der Nationalsozialismus war sich schnell dessen bewußt geworden, daß seine Lügen glaubwürdiger schienen als seine Taten. So stempelte das System alle, die warnten, zu Hetzern und Verleumdern, leugnete frech, was es tat, und profitierte noch davon, daß das von ihm im geheimen Angeordnete, so unvorstellbar und unglaublich war. Wie jedes totalitäre System hatte auch der Nationalsozialismus alle Propagandamittel fest in der Hand. Die Wahrheit wurde zensuriert, die Warnenden nach allen Regeln der Kunst diskreditiert, die Welt wurde be-

trogen. „Das, was unsere Feinde — die Juden, die Kommunisten, die Plutokraten, je nachdem — uns in die Schuhe schieben wollen, ist eine Lüge. Es ist nicht wahr, daß man Greise und Kinder tötet, daß man den Völkermord so organisiert wie ein modernes Industrieunternehmen. Die Brunnenvergifter müssen mundtot gemacht werden!“ Dem war leichter zu glauben als warnenden Stimmen. Es war bequemer, beruhigender, sich damit zu trösten, daß nicht wahr sei, was man nicht wahrhaben wollte. So konnte es dazu kommen, daß selbst zu der Zeit, als die Krematorien von Auschwitz schon jahrelang ununterbrochen rauchten, die volle Wahrheit auch von den Feinden des Nationalsozialismus nur zögernd anerkannt wurde. Wundert es einen dann, wenn viele Deutsche auch heute noch die ganze Wahrheit nicht anerkennen wollen?

Freilich sind die Tatsachen längst klargestellt und zahllose Dokumente publiziert, die von den wohlorganisierten Massenmorden künden. Da gab es nämlich im nationalsozialistischen System einen schwachen Punkt: Auf einen pedantisch bürokratischen Schriftverkehr glaubten die Behörden selbst bei ihren geheimsten Aktionen nicht ganz verzichten zu können. Viele Papiere blieben erhalten. Es hat den Anschein, daß es manchem Bürokraten, der in der Mordmaschinerie tätig war, schwerer fiel, Papier zu vernichten als Menschenleben. Die Tarnsprache solcher Dokumente wird durch wohlbelegte Aussagen überlebender Opfer, unbeteiligter Zuschauer und auch von den Tätern eindeutig entschlüsselt. Vielleicht können die der Forschung zugänglichen und von ihr überprüften Unterlagen noch Zweifel über das eine oder das andere Detail offen lassen, keinesfalls aber über die großen Tötungsaktionen selbst, die damals vom Staat angeordnet und organisiert worden waren.

Für die Wissenschaft sind die Fakten klar. Aber in der öffentlichen Meinung verzerren politische Leidenschaft und bedrücktes Gewissen das Bild. Das zweifelnde „Das kann doch nicht wahr sein!“ ist auch heute noch wirksam. Wer möchte sich gern als in der Vergangenheit völlig blind, ja als ehemaliger Anhänger von Verbrechern sehen? Wer scheut nicht davor zurück, von seinen Kindern so gesehen zu werden?

So bleibt trotz aller Publikationen die volle Wahrheit für viele noch verschleiert. Auch kann man nicht erwarten, daß jedermann dicke Bücher studiert und in Archiven Dokumente überprüft. Auf Sensation spekulierende Veröffentlichungen, einander widersprechende Behauptungen, ja selbst die Wahrheit aus dem Munde von Kräften, die in ihrem eigenen Bereich eindeutig selbst der Lüge überführt sind, können einen, der zweifeln will, in seinen

Zweifeln bestärken. So hört man auch heute noch, wenn das Thema der Massenvernichtungsaktionen des Nationalsozialismus anklingt, die alte Frage: Ist denn so etwas überhaupt möglich? Im Unterton klingt meistens mit: Das muß doch übertrieben sein.

Bei der jungen Generation, die keine eigene Erfahrung über die 1945 zu Ende gegangene Epoche besitzt, ist eine solche Reaktion verständlich, ja, fast möchte man sagen, natürlich. Zu viele sind daran interessiert, eine Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeitgeschichte zu verhindern; zu wenig wird von berufenen Stellen getan, um zu einem solchen Studium, das so lehrreich sein könnte, anzuregen. Wie wenige sind in Deutschland und in Österreich imstande, der Jugend dieses Thema unvoreingenommen darzustellen. Es ist leicht verständlich, daß auch bei Angehörigen der Generation, die die Zeit vor 1945 nicht bewußt erlebt hat, Hemmungen vorhanden sind. Im Unterbewußtsein klingt mit: Mein Vater, meine Verwandten, mein Lehrer — sie waren auch Nazi. Aber ich habe sie doch als anständige, korrekte Menschen kennengelernt. Sie bemühen sich um Gerechtigkeit, sie werden von ihren Mitmenschen geachtet. Sie können unmöglich an so abscheulichen Dingen mitgewirkt haben. Heute gehören sie dem Tierschutzverein an und spenden für wohltätige Zwecke. Es ist unvorstellbar, daß sie vordem eine Organisation unterstützt und ihr gläubig geholfen haben, die imstande war, Massenmorde an Wehrlosen kaltblütig anzuordnen und systematisch durchzuführen.

Der Beweis ist zwar schon längst von der Geschichte erbracht: Das Unvorstellbare ist wahr gewesen. Aber diese historische Wahrheit wird immer noch bezweifelt, und die passive Resistenz ist so allgemein, daß sie selbst auf diejenigen zurückwirkt, die seinerzeit Zeugen von Mordaktionen werden mußten und nun die Verpflichtung fühlen, die Wahrheit darüber zu verbreiten. Eine Episode hat mir das deutlich gemacht. Ich hielt einmal in München einen Vortrag über die Vorkommnisse im Konzentrationslager Auschwitz. In der anschließenden Diskussion gab ein junger Mann seinem Verdacht Ausdruck, daß meine Darstellung übertrieben gewesen sei. Da meldete sich ein anderer Zuhörer erregt zu Wort, stellte sich mit vollem Namen vor, sagte, daß er als SS-Offizier in Auschwitz gewesen sei und rief aus: „Ich kann bestätigen, daß alles das, was der Redner hier geschildert hat, zu wenig war. Auschwitz war noch viel furchtbarer.“ Dieser Mann hatte seinerzeit als SS-Gerichtsoffizier Verfehlungen von SS-Angehörigen in Auschwitz zu untersuchen. Mit den Häftlingen selbst hatte er direkt nichts zu tun gehabt. Seine Worte haben

mir zu Bewußtsein gebracht, daß unsereins aus seinen Schilderungen unbewußt das Krasseste wegläßt, wahrscheinlich aus der Befürchtung, daß solche Dinge ein Mensch, der sich nicht selbst gesehen hat, nicht glauben kann.

Die junge Generation soll und muß aber erfahren, was noch vor zwei Jahrzehnten in Deutschland und auch in Österreich möglich war. Sie muß hören, was für Menschen dabei schuldig geworden sind, und wie es dazu kommen konnte. Die Wahrheit soll nicht halb, nicht zwielichtig bleiben. Denn erst, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang kennt, ist man in der Lage, Lehren daraus zu ziehen. Nur der Wissende fühlt sich dazu verpflichtet.

Soll sich also an die dicken Bände der zeitgeschichtlichen Fachliteratur ein neuer reihen? Die bereits erschienenen Bücher teilen wohl das Schicksal jeder Spezialliteratur: Sie werden nur von Fachleuten gelesen. Sollen Augenzeugenberichte von Opfern zusammengestellt werden? Der Zweifelnde wird geneigt sein, anzunehmen, daß sie — wenn auch unbewußt — übertreiben. Sollen die Tatsachen, die in verschiedenen Prozessen bekannt geworden sind, sollen die Geständnisse der Schuldigen publiziert werden? Sie können auf den Einwand stoßen, daß schon mancher unter dem Druck der Haft mehr zugegeben hat als die Wahrheit. Wie kann man also die historische Wahrheit so darstellen, daß auch der Mißtrauische, der Zweifelnde überzeugt wird?

Wenn ein Täter selbst, zur Zeit seiner Taten, darüber gesprochen hätte, privat und ohne Berechnung auf die Wirkung seiner Worte, dann müßte wohl auch der Ungläubigste seine Zweifel fallen lassen. Man kann die Zeit nicht zurückdrehen. Aber einige wenige Tagebücher, die von den Taten künden, Briefe, in denen sie beschrieben werden, sind erhalten geblieben. Ihre Echtheit steht außer Zweifel. Auch die größte Skepsis kann keinen Anlaß finden, daran zu zweifeln, daß das dort Beschriebene auch tatsächlich geschehen ist.

Wir wollen die Täter belauschen, wir wollen erfahren, was für Menschen sie waren. Ihre Schilderungen, ihre Charaktere, die sich in ihren Aufzeichnungen offenbaren, müssen wohl jeden zum Nachdenken zwingen, zu Gedanken, die man sich, hinter Zweifeln verschanzt, vielleicht ersparen hätte wollen.

Auf Grund dieser Überlegung wurde dieses Buch zusammengestellt. Es soll und kann keine wissenschaftliche Dokumentation ersetzen. Vielleicht kann es anregen, solche Arbeiten in die Hand zu nehmen. Aus dem furchtbaren und so umfangreichen Geschehen können nur kleine Episoden herausgegriffen und mit Hilfe von Tagebüchern und Briefen geschildert werden. Der Zufall hat bestimmt, was aufgezeichnet und erhalten geblieben ist.

Die Schriftstücke wurden so zusammengestellt, daß sich der Leser unserer Tage, der oft keine Zeit findet und nicht mehr daran gewöhnt ist, umfangreiche, langatmige Werke zu studieren, das Büchlein in die Hand zu nehmen getraut.

Wenn Wissenschaftler mehr Systematik wünschen, so mögen sie nachsichtig sein: Diese Zusammenstellung wurde nicht für sie vorgenommen. Das soll freilich nicht heißen, daß nicht jedes Zitat einer strengen wissenschaftlichen Überprüfung standhalten könnte. Im Gegenteil: Darauf wurde größter Wert gelegt, denn die Zusammenstellung ist ja Skeptikern gewidmet. Nichts wurde sinnverzerrend aus dem Zusammenhang gerissen oder verstümmelnd gekürzt. Dort, wo weggelassen werden mußte, ist Wert darauf gelegt worden, daß sich keinesfalls durch solche Kürzung eine geänderte Tendenz ergab. Wo es technisch möglich war, wurde von Kürzungen abgesehen.

Die auf den folgenden Seiten zusammengestellten Tagebücher und Briefe sind von Personen verfaßt worden, die an nationalsozialistischen Tötungsaktionen mitgewirkt haben. Sie sind in derselben Zeit geschrieben worden, da diese Taten geplant und vollbracht wurden, als der Staat sie förderte, als die Justiz dazu zu schweigen hatte. Sehr verschiedene Leute — vom Zufall ausgewählt — kommen zu Wort: Kleine, die Mordbefehle durchzuführen hatten und ihre Taten und Gedanken so schildern, wie der es tut, der sicher ist, daß kein Unberufener seine Zeilen jemals zu lesen bekommt; Große, welche die Befehle ausgearbeitet hatten, und deren Tagebücher keinen privaten Charakter haben. Goebbels und Frank diktierten ihre Eintragungen dem Sekretär. Frank ließ in sein Tagebuch zusätzlich seine Ausführungen auf Sitzungen und Veranstaltungen aufnehmen. Es ist ja ein Wesenszug des Nationalsozialismus, daß sich seine Führer für Übermenschen und für so wertvoll hielten, daß sie sich verpflichtet fühlten, jeden Gedanken und jede Äußerung für die Nachwelt festhalten zu lassen. Freilich veranlaßte eine solche Einstellung dazu, nur solche Gedanken aufzuzeichnen, von denen man damals annahm, daß sie dem Träger zur Ehre gereichen. Belauschen wir bei der Lektüre der Tagebücher der Kleinen diese Männer im stillen Selbstgespräch, so deklamieren die Großen mit dem Blick auf die Nachwelt, wie sie sich diese vorstellten.

Goebbels und Frank, deren Tagebücher erhalten geblieben sind und daher verwendet werden konnten, folgen auch hierin ihrem Vorbild Hitler. Er selbst hat zwar kein Tagebuch geführt. Aber in späteren Jahren hat er angeordnet, daß im Führerhauptquartier seine Äußerungen bei Tisch mitstenografiert werden sollten. In der Folge mußten auch die täglichen militärischen Lagebe-

sprechungen von Stenografen aufgenommen werden. Diese Stenogramme können ebensowenig wie die diktierten Tagebücher Goebbels' oder Franks mit den privaten Aufzeichnungen des Professors Kremer oder mit denen von Landau verglichen werden. Hitler sprach immer in der Vorstellung, daß ihm kommende Generationen zuhörten. Darum wurde manches umschrieben, vor allem dann, wenn er sich über alle Gesetze hinwegsetzte. Durch Benützung der Tarnsprache, die der Nationalsozialismus eingeführt hat, wird oft ein direktes Eingeständnis dessen, was Hitler seinen Vertrauten befohlen hat, vermieden. Trotzdem sind manche seiner — auf seinen Befehl festgehaltenen — Ausführungen noch so deutlich, daß sie die Legende, „der Führer hat von all dem Schrecklichen nichts gewußt“, gründlich zerstören.

Seine Paladine Goebbels und Frank sind in ihren Aufzeichnungen undiplomatischer. Immer wieder, wenn sie auf Massentötungsaktionen zu sprechen kommen, berufen sie sich auf Anordnungen ihres Führers. Und man darf ihnen Glauben schenken. Denn sie haben ja ihre Tagebücher in der Absicht diktiert, sie später zu veröffentlichen. Sie dachten an eine Zukunft, die Hitler als Sieger gesehen hätte. Keinesfalls hätten sie gewagt, ihm Äußerungen zuzuschreiben, die er nicht gemacht hatte.

Das sogenannte Tagebuch des Ministers Dr. Hans Frank — Hitlers Stellvertreter in Polen — ist nahezu vollständig erhalten geblieben. Mehr als 11.000 Maschinschreibseiten sind in 38 Bänden vereinigt. Reden, Sitzungsprotokolle, Verordnungen und persönliche Äußerungen stehen nebeneinander. Die Aufzeichnungen reichen vom 25. Oktober 1939 — dem Beginn der Amtsführung Franks als „Generalgouverneur“ im besetzten Polen — bis zum 3. April 1945. Als dieses Tagebuch nach Kriegsende in die Hände der Alliierten fiel, erklärte Frank ausdrücklich, daß es sich um ein historisches Dokument handle und daß er alle darin aufgezeichneten Angaben nach seinem besten Wissen gemacht habe.

Der Adjutant Hitlers, SS-Obergruppenführer Julius Schaub, hat später geschildert, was — seiner Meinung nach — Frank veranlaßt hat, dieses umfangreiche Tagebuch anlegen zu lassen: „Als Frank erfahren hatte, daß die Gespräche des Führers mit seiner ständigen nächtlichen Tafelrunde auf Anordnung Bormanns stenografisch festgehalten wurden, kitzelte Frank der Ehrgeiz, dasselbe zu tun. Er richtete auch seinen Kreis genau so ein, wie im Führerhauptquartier — in Hufeisenform wurden die Tische zusammengestellt, an denen Frank präsiidierte¹.“ Und die Stenografen mußten protokollieren.

Das Tagebuch Goebbels' ist nur bruchstückweise erhalten ge-

blieben. Unter den Trümmern der ehemaligen Reichskanzlei in Berlin sind lediglich fragmentarische Aufzeichnungen aus dem Zeitabschnitt von Anfang 1942 bis Ende 1943 gefunden worden. Dennoch umfassen diese Bruchstücke 7000 Schreibmaschinseiten. Goebbels kann zwar nicht mehr aufgefordert werden, so wie Frank die Echtheit seines Tagebuches anzuerkennen — hat er doch, unmittelbar nachdem sein Führer aus dem Leben geflohen war, mit seiner Familie ebenfalls Selbstmord begangen —, doch sind keine Zweifel daran möglich, daß es sich bei dem Manuskript um die Aufzeichnungen handelt, die er täglich persönlich diktiert hat. Sie sind auf einer Schreibmaschine geschrieben, die besondere Typen hat und ihm zur Verfügung stand. Aufbau und Stil entsprechen seinem Tagebuch aus früheren Jahren, das von ihm selbst unter dem Titel „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei“ im Jahre 1934 veröffentlicht worden war. Auch hätte kein anderer all die im Tagebuch festgehaltenen Details, deren Überprüfung möglich ist, wissen können.

Aus den umfangreichen Aufzeichnungen dieser Personen, die an der Spitze des nationalsozialistischen Staates gestanden sind, werden Stellen zitiert, in denen Vernichtungsmaßnahmen geschildert oder Probleme, die damit im Zusammenhang stehen, behandelt werden. Es war in keinem Falle möglich, die Eintragungen eines ganzen Tages abzdrukken, denn diese sind so umfangreich und die behandelten Themen so vielseitig, daß vollständige Eintragungen den Rahmen dieser Zusammenstellung sprengen müßten. Der immense Umfang dieser Tagebücher hat es auch verhindert, daß diese bisher ohne Kürzungen veröffentlicht wurden. Die in diese Zusammenstellung aufgenommenen Auszüge wurden dem Originaltext und nicht den gekürzten Publikationen entnommen.

Die Tagebücher und Briefe der Kleinen, die rein privaten Charakter tragen, wurden anders behandelt. Wo es nur geht, wurden die Niederschriften vollständig, zumindest die Eintragungen für einen ganzen Tag wiedergegeben. Zwar enthalten diese Zitate auch umfangreiche Ausführungen, die nichts mit Mord und Vernichtung zu tun haben, aber erst das Nebeneinander von Belanglosem und Furchtbarem, von Privatem und Dienstlichem zeigt nicht nur die Taten, die vollbracht wurden, sondern auch die Menschen, die sie durchzuführen imstande waren. Und darauf kommt es an.

Diese persönlichen Aufzeichnungen von durchaus privatem Charakter sollen ja helfen, eine Frage zu beantworten, die sich einem sofort aufdrängt, wenn man nicht mehr daran zweifeln kann, daß in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft

tatsächlich von Staats wegen so Furchtbares wie Völkermord angeordnet worden ist. Diese Frage lautet: Was sind das für Menschen, die imstande waren, so etwas zu tun?

Aus dem unübersehbar großen Personenkreis derer, die damals mitgewirkt haben, werden nur einzelne an Hand ihrer Tagebücher und Briefe persönlich vorgestellt. Kein Individuum kann einem anderen gleichgesetzt werden. Jede Verallgemeinerung ist problematisch, manchmal sogar gefährlich. Zudem verdanken wir die Auswahl dem Zufall, sie kann also schwerlich als typisch bezeichnet werden. Trotz all dieser Einschränkungen ist es nicht nur interessant, sondern auch lehrreich, den Charakter des ehrgeizigen, eifrigen jungen Arztes Dr. Mennecke zu studieren, der aus seinen Briefen spricht, oder den des pedantischen, kleinlichen alten Universitätsprofessors Dr. Kremer, den dessen Tagebuch beredt darstellt. Das sind Menschen, die Hitler dazu bringen konnte, schuldig zu werden — wie sehr sie es wurden, schildern sie selbst. Es ist beklemmend und stimmt nachdenklich, wenn man den liebessüchtigen, machtrunkenen Felix Landau und den so biedereren Fritz Jacob kennenlernt, die sich beide in gleichgültigem Ton, ganz beiläufig, mit Taten brüsten, die wohl auch Leser schauern machen, die schon manches gehört haben.

Das handgeschriebene, persönlich geführte Tagebuch von Otto Bräutigam nimmt eine Mittelstellung zwischen den diktierten Äußerungen der Prominenten und den Tagebüchern der Täter ein. Seine Aufzeichnungen haben ebenfalls privaten Charakter. Aber er war nicht dorthin gestellt, wo es galt, mit eigener Hand die blutigen Befehle auszuführen. Bräutigam hatte im Ministerium für die besetzten Ostgebiete des Reichsleiters Rosenberg eine leitende Stellung. Ja, es war ihm gestattet, an Besprechungen mit Hitler teilzunehmen. So notiert er einmal stolz in seinem Tagebuch: „Der Führer schüttelte mir sehr herzlich die Hand.“ Trotzdem trennt ihn ein weiter Abstand in der Hierarchie des nationalsozialistischen Machtapparates von Leuten wie Frank oder gar Goebbels.

Wenn man persönlich gehaltene Tagebücher ohne Wissen der Schreiber publiziert, gilt es, Hemmungen zu überwinden. Die hier verwendeten Tagebücher müssen jedoch bereits als historische Dokumente gelten. Eine Veröffentlichung ist daher nicht nur gestattet, sie ist notwendig. Die Trauer, die Professor Dr. Kremer über den Tod seines geliebten Kanarienvogels empfindet, ist ein rein privates Gefühl, solange dieser Gelehrte noch nicht nach Auschwitz kommandiert war. Danach aber ist es für die Öffentlichkeit interessant, zu erfahren, was dieser Universitätsprofessor, der imstande war, mit einfachen Handbewegungen Hunderte, ja

Tausende für den Tod zu bestimmen, ohne dabei Trauer oder Scham, ohne nachher Reue zu bekunden, empfindet, wenn sein Kanarienvogel eingeht. Der Gefühlsüberschwang, mit dem Doktor Mennecke seine Frau in seinen täglichen Briefen begrüßt, und seine Redseligkeit, mit der er ihr auch die belanglosesten Kleinigkeiten des Alltags mitteilt, ist nur solange ausschließlich die persönliche Angelegenheit dieses Ehepaares, als Dr. Mennecke nicht von Konzentrationslager zu Konzentrationslager reist, um Menschen für die Gaskammern auszusuchen. Dann aber hat die Öffentlichkeit Anspruch darauf, mitzulesen, wie Dr. Mennecke frohlockt, wenn er gut geschlafen hat, bevor er zu seiner Arbeitsstätte — dem KZ — eilt. Das sehnsüchtige Liebesgestammel Felix Landaus darf und soll publiziert werden, da er zwischendurch beschreibt, wie sich seine augenblickliche Stimmung auf die Lage seiner Opfer auswirkt. Man erfährt auch, daß er — mit seiner Geliebten auf dem Balkon seiner Villa in Drohobycz sitzend — einen in der Nähe arbeitenden Juden erschöß, vielleicht nur, um seinem Trudchen zu imponieren.

Man wird die vom Generalgouverneur Dr. Frank verfügten Weisungen kennenlernen und auch die scherzhaften Bemerkungen, die er gelegentlich für passend hielt — und wir werden erfahren, wie solche Direktiven auf den Gendarmeriemeister Fritz Jacob, der auf eine lange Dienstzeit ohne Fehl und Strafe zurückblicken kann, gewirkt haben. Goebbels zieht es manchmal vor, seine Überlegungen in vorsichtige Worte zu kleiden. Die Taten von Landau, die ohne die Spekulationen des Propagandaministers undenkbar wären, sind überdeutlich. Welche Praxis der Theorie entsprach, die Hitler — Reichskanzler und Oberster Befehlshaber der Wehrmacht, Staatsoberhaupt und Führer der allmächtigen Partei in einer Person — entworfen hat, werden wir an wenigen Beispielen eindringlich genug beobachten können. Und niemand wird sich mit der Annahme beruhigen können, die Beschreibungen seien vielleicht übertrieben.

Die Tagebücher und die Briefe vermitteln nur geringen Einblick in ein Geschehen, das so beispiellos war, daß sich nicht nur die Historiker noch lange mit seiner Problematik zu beschäftigen haben werden. Vielleicht ist gerade ein so schmaler Ausschnitt besser als eine zusammenfassende Darstellung geeignet, die Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was wohl das Beunruhigendste ist: Es war möglich, daß in Mitteleuropa, im 20. Jahrhundert, jahrelang wohlorganisiert und kaltblütig Völkermord betrieben wurde. Diejenigen, die daran mitwirkten, waren in der Mehrzahl Menschen, die sich nicht grundsätzlich von ihren Mitmenschen, die keine derartigen Befehle erhalten haben, unterschieden; sie

vollbrachten Taten, die den Leser erschauern lassen werden, ohne sich als Mörder oder Mordgehilfen zu fühlen.

Alle Tagebücher und Briefe, deren Originale eingesehen wurden, sind völlig unverändert wiedergegeben. Den Leser soll es nicht stören, wenn Jacob in seinem Brief einmal „Wate“ schreibt, aber offensichtlich Wade meint; oder wenn Kremer manchmal ein Wort ausläßt, das der Leser unschwer aus dem Zusammenhang ergänzen kann. Hätte man in solchen Fällen korrigierend eingegriffen, dann wäre es schwergefallen, eine Grenze zu ziehen: Welche Fehler sollen richtiggestellt werden, welche sollen stehenbleiben? Je mehr man aber Rechtschreibung, Grammatik und Interpunktion verändert hätte, desto mehr wäre am persönlichen Bild, das sich in den Aufzeichnungen widerspiegelt und das der Leser erhalten soll, retuschiert worden. Man soll jedoch die Schreibenden, die von ihren Taten erzählen, möglichst unmittelbar kennenlernen. So blieb alles genau so stehen, wie es im Original zu lesen ist. Wo einzelne Worte — vor allem in der krausen Schrift Kremers — unleserlich sind, wird das durch [. . .] bezeichnet. Die diktierten Tagebücher von Goebbels und Frank liegen in Maschinschrift vor. Text und Interpunktion wurden unverändert beibehalten. Eine gewisse Ausnahme macht nur das Tagebuch von Landau. Zwei beglaubigte Abschriften konnten eingesehen werden, während das handschriftliche Original bei den Gerichtsakten in Deutschland liegt und zur Zeit nicht erreichbar ist. In der Rechtschreibung und hinsichtlich einiger grammatikalischer Unebenheiten weisen die beiden Abschriften kleine Abweichungen voneinander auf. Alle Fehler, die in beiden Abschriften gleich lauten, wurden beibehalten. Wo Differenzen bestanden, wurde die Version aufgenommen, die den Rechtschreibregeln und der Grammatik eher entspricht.

Auch die im Zwischentext verwendeten Zitate wurden nach dem gleichen Grundsatz behandelt. Der Kommentar wurde bewußt so knapp wie nur möglich abgefaßt.

Im Anhang sind Angaben und Bemerkungen über Tagebücher, Briefe und Zitate, die im Buch verwendet wurden, nachzulesen.

Nun soll die Zeit wieder gegenwärtig werden, welche die Älteren von uns miterlebt haben und die doch schon so fern und fremd scheint, daß man sie sich nur schwer vorstellen kann. Die Menschen, die von dieser Zeit geformt wurden, sollen vor unserem Auge erstehen, und auch diejenigen, die damals eben jene Atmosphäre geschaffen haben, in der Massenmord mit Auszeichnungen belohnt und Menschlichkeit als Feigheit verfemt wurde. Man lese nach, was möglich war und wie es möglich wurde.

Es beginnt mit „Bögen und Portionen“

Der staatlich organisierte Massenmord von Menschen begann im Dritten Reich mit der Tötung von Geisteskranken und Unheilbaren. Zu derartigen Aktionen benötigte der Nationalsozialismus — so sonderbar das auch ist — immer wieder Ärzte. Bei einem solchen Beginnen war unter den Angehörigen dieses Berufs zweifellos der geringste Widerstand zu überwinden; bedeutet es doch für jeden Arzt eine Gewissensfrage, sich zu entscheiden, ob er seine Kunst dafür einsetzen soll, das Leben — und damit auch die Leiden — von unheilbar Kranken zu verlängern.

Lange bevor Hitler seinen Krieg begann, hatte er diese erste Aktion bereits geplant. Schon im Jahr 1935 hat er in einem Gespräch mit dem damaligen Reichs-Ärztelführer Dr. Wagner dieses Thema berührt. Schon zu diesem Zeitpunkt sagte er, daß er die endgültige Ausschaltung unheilbar Erkrankter zunächst noch zurückstelle. Er wolle diese Frage erst aufgreifen, wenn „ein Krieg sein müßte“. Der ehemalige Reichskommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen, Generalleutnant der Waffen-SS Professor Dr. Karl Brandt, sagte vor dem amerikanischen Militärgericht im Nürnberger Prozeß gegen SS-Ärzte im gleichen Sinn aus:

„Ich muß annehmen, daß der Führer der Meinung war, daß ein solches Problem — nämlich die Tötung von „Lebensunwerten“ — im Kriege zunächst glatter und leichter durchzuführen ist, daß offenbar Widerstände, die von kirchlicher Seite zu erwarten waren, in dem allgemeinen Kriegsgeschehen nicht diese Rolle spielen würden wie sonst.“

Etwa Ende Juli oder Anfang August 1939 — also unmittelbar vor dem festgelegten Kriegsbeginn — wurde eine Besprechung einberufen, um Ärzte für diese Vernichtungsaktion zu werben. Man versuchte, sie mit dem Hinweis darauf zu überzeugen, wie notwendig in Kriegszeiten — auch vom wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet — die „Euthanasie“ wäre. Etwa fünfzehn bis zwanzig Personen waren zu dieser Konferenz geladen. Ein Runderlaß des

Reichsministers des Inneren vom 18. August 1939 galt ebenfalls dieser Vorbereitung. Er trug das Aktenzeichen IV b, 3088/39 — 1079 Mi — und ordnete an, daß alle Mißgeburten zu melden seien.

Staatliche Organe planten die ersten Schritte. Sie beriefen sich auf einen Führerbefehl. Aber Hitler schuf kein Gesetz, um dieser Tötungsaktion wenigstens die äußere Form der Legalität zu geben. Das wurde unterlassen, obwohl es der Führung des nationalsozialistischen Staates zweifellos keine Schwierigkeiten bereitet hätte, die Zustimmung zu jedem gewünschten Gesetzentwurf zu bekommen. Aus den Kreisen derjenigen, die zu töten hatten, wurde darauf gedrängt, ein solches Gesetz zu schaffen. Einmal kam es dazu, daß ein Gesetzentwurf ausgearbeitet und zur Begutachtung an Fachleute — es waren etwa dreißig — ausgesandt wurde. Doch dann wurde dieses Stück Papier mit der Bemerkung abgetan, der Führer habe den Erlaß eines solchen Gesetzes abgelehnt, weil er dies in Hinblick auf die „Feindpropaganda“ für unzweckmäßig halte. Der Entwurf solle erst nach dem Endsieg erörtert werden. So wurde diese Massentötung illegal, geheim und getarnt durchgeführt. Auch alle späteren Vernichtungsaktionen wurden im Widerspruch zu den damals geltenden Gesetzen angeordnet und durchgeführt.

Die erste Aktion dieser Art wurde mit dem Tarnwort „Euthanasie“ bezeichnet und behielt diesen Namen auch dann, als sich ihr Ziel schon längst nicht mehr darauf beschränkte, die Leiden von Unheilbaren, oder auch nur Kranken, zu verkürzen.

Es ist unmöglich, Massenmorde im geheimen serienweise reibungslos durchzuführen, wenn diejenigen, die dabei mitzuwirken haben, nur widerstrebend handeln. Darum wurde auch kein Arzt gezwungen, gegen seinen Willen bei den angeordneten Tötungen mitzuhelfen. Wer sich weigerte — und einzelne taten es — konnte ohne Schwierigkeiten von dieser Aktion zurücktreten. Er wurde zum Schweigen verpflichtet und hatte lediglich damit zu rechnen, von seinen weniger skrupellosen Kollegen als „schlapp“ angesehen zu werden und eventuell in seiner Karriere behindert zu sein. Die meisten „Euthanasie“-Ärzte waren jung, ehrgeizig und von der nationalsozialistischen Verachtung jeder Menschlichkeit infiziert. Einer von ihnen — Dr. Fritz Mennecke, Jahrgang 1904 — hat eine umfangreiche Korrespondenz hinterlassen, die über den Charakter der Aktion und der an ihr Beteiligten Aufschluß gibt.

In verschiedenen Heil- und Pflegeanstalten in Deutschland wurden Gaskammern eingerichtet. Schon Anfang 1940 sind dort die ersten Opfer dem Gastod überantwortet worden. Die Angehörigen wurden dann vom plötzlichen Ableben und von der Not-

wendigkeit einer schnellen Kremation der Leiche verständigt. Dr. Mennecke war der Leiter einer solchen Anstalt in Eichberg. Bald wurde sein Eifer belohnt. Er wurde der Gruppe von ausgewählten Ärzten zugeteilt, die auch in anderen Anstalten festzustellen hatten, wer „lebensunwert“ und deshalb in eine Anstalt mit angeschlossener Gaskammer zu verlegen sei.

Am 29. Juni 1940 schrieb Dr. Mennecke an seinen ebenfalls an dieser Aktion beteiligten Kollegen Dr. Walter Schmidt — Jahrgang 1911 —, der später sein Mitangeklagter werden sollte:

. . . Ich bin zum Zwecke einer wichtigen Sonderaufgabe durch die Adjutantur des Führers aus dem Führerhauptquartier U.K.-gestellt worden, so daß die nach dem 10. 5. erfolgte Aufhebung meiner U.K.-Stellung nunmehr wieder rückgängig gemacht worden ist. Im Rahmen dieser „Sonderaufgabe“ war ich vom 4. 6. bis gestern (3½ Wochen) mit einer Kommission aus der Kanzlei des Führers Berlin in der Ostmark. Unsere Aktion umfaßte fast alle ostmärkischen Anstalten, es ging von Oberdonau über Niederdonau (Wien), Steiermark, Kärnten nach Salzburg . . .

Als es schon lange keine „Euthanasie“-Aktion mehr gab, als auch schon das Tausendjährige Reich der Geschichte angehörte, als Dr. Mennecke in der Zelle eines Frankfurter Gerichts saß, da schrieb er — der Brief trägt das Datum vom 2. November 1946 — an seinen Untersuchungsrichter:

Nachdem ich nun in den langen Monaten der Untersuchungshaft in der Stille meiner Zelle über alles reiflich nachgedacht und auch genügend inneren Abstand von den Vorgängen als solchen gewonnen habe, drängt sich mir das Bedürfnis auf, zu erklären, daß ich schon im Jahre 1940 den wahren Sinn der „planwirtschaftlichen Arbeiten“ erfuhr. Zu diesem Geständnis treibt mich nunmehr meine schon seit 1942 vorhanden gewesene innere Überzeugung, daß alle diese Methoden der nationalsozialistischen Staatsführung unmenschlich und grausam, völlig kritiklos und sündhaft waren, und ferner die Erkenntnis, mit vielen Hunderten und Tausenden von deutschen Menschen gemeinsam in den Wogen einer infamen Irrlehre geschwommen zu sein, an deren Echtheit ich einmal geglaubt hatte, aber deren fatale Unechtheit und Verwerflichkeit mir schließlich doch — drei Jahre vor dem Zusammenbruch dieses Regimes — die Augen geöffnet hat; und endlich drängt mich zu

diesem Geständnis das zwingende innere Bedürfnis der Reinigung meines Gewissens³.

Im Jahr 1940 sind keine Ansätze zu solchen Bedenken feststellbar. Dem Direktor der Heil- und Pflegeanstalt in Lohr, die Mennecke ebenfalls auf seiner Reise besuchte, schrieb er am 20. Oktober dieses Jahres:

. . . Mit Freuden denken wir zurück an die Tage, die wir bei Ihnen zubrachten und noch einmal möchte ich Ihnen an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen für die vielen Freundlichkeiten, die Sie meinen Mitarbeiterinnen sowie mir selbst entgegengebracht haben. Den Abschluß unserer Arbeitstournée bildete Anfang September die Anstalt Hall in Tirol. Wir haben auf dieser Reise viel gesehen und erlebt und behalten schönste Erinnerungen an die einzelnen Stationen, von denen Lohr und Hall an erster Stelle stehen . . .

In Hall und Lohr und in den übrigen Anstalten suchte Dr. Mennecke diejenigen Patienten aus, die nicht weiter am Leben bleiben sollten.

Die Dienstreisen Dr. Menneckes wurden in der Folge immer häufiger. Regelmäßig schrieb er, wenn er unterwegs war, seiner Frau Eva, einer geborenen Wehlau. Der ausführliche Briefwechsel wurde von dem Ehepaar aufgehoben. Als diese Briefe später von den Frankfurter Richtern als Beweisdokumente geprüft wurden, haben beide zugegeben, daß sie von ihnen geschrieben worden waren. Ein Abstreiten wäre auch völlig unglaubhaft gewesen. Nicht nur die Handschrift bildete einen überzeugenden Beweis; manche Briefe hatte Mennecke auf die Rückseite von Formularen geschrieben, welche die „Euthanasie“-Ärzte bei ihren bürokratischen Arbeiten im Verlauf der Aussonderung zu verwenden hatten.

Vier Monate später wurde der Eifer, mit dem Dr. Mennecke die ihm anvertraute Aufgabe übernommen hatte, honoriert. Er durfte engeren Kontakt mit den führenden Herren in der Zentrale der Tötungsaktion aufnehmen.

Bielefeld, den 19. 2. 41
Hotel Bielefelder Hof

. . . Heute morgen fuhren wir zuerst um 8,30 Uhr per Autos, die von Berlin hier gestellt waren, zur Kreisleitung der NSDAP. Dort hielten wir im Beisein des Kreisleiters, des Regierungspräsidenten von West-

falen-Süd und eines Gauvertreters eine 2-stündige Sitzung ab. Anschließend fuhren wir mit diesen Herren — wir waren dann insgesamt 22 Mann — nach Bethel, wo eine neue Sitzung mit Herren Pastor Bodelschwingh, dem Chefarzt Dr. Schorsch und 2 weiteren Beamten von Bethel stattfand, — sehr interessant!!! Den kurzen Rest des Vormittags verbrachten wir damit, uns unter Leitung von Dr. Schorsch die für uns im einzelnen durch Prof. Heyde und Herrn Brack zugeteilten Häuser anzusehen. Ich arbeite mit Herrn Dr. Wischer, Chefarzt von Waldheim i. Sa. zusammen . . .

Den Einschreibebrief ließ ich vom Portier des Kaiserhofes besorgen, denn um 14,30 fingen wir bereits in Bethel (20 Minuten Autofahrt) mit unserer Arbeit an. Jede Gruppe besteht aus 2 Herren und 2 dazugehörigen Damen. Ich habe von 15 — 19 Uhr mit Fr. Fischer insgesamt 22 Patientinnen verkartet einschließlich persönlicher Untersuchung. Das ist eine sehr gute Quote, die die meisten nicht erreicht haben . . .

Dein treuer Fritz

Die Tötungsaktion nahm bald größeren Umfang an. Man beschränkte sich nicht mehr auf Unheilbare oder Patienten, die unheilbar schienen. Hatte man einmal die Ärzte gefunden und die Organisation geschaffen, die bereit und imstande war, in großer Zahl und ohne Skrupel Menschen zu töten, so ging man weiter. Immer summarischer und oberflächlicher wurde die Untersuchung derer, die einem heimlichen Tod überantwortet wurden, immer bürokratischer die Methode, die gehandhabt wurde. Der Begriff „lebensunwert“ wurde auf diejenigen ausgedehnt, deren Leben dem Nationalsozialismus aus gänzlich unmedizinischen Gründen keinen Wert zu haben schien. Die Mißliebigen wurden die Opfer. Schließlich mündete die Aktion in der Durchkämmung der Konzentrationslager. Vor den Häftlingen wurden die Selektionen dadurch getarnt, daß man verlauten ließ, es würden Invalidentransporte zusammengestellt. Diese Invaliden könnten es in anderen Lagern bei leichterer Arbeit und günstigeren Lebensbedingungen besser haben. In der ersten Zeit gab es Häftlinge, die das glaubten und sich zu solchen Transporten freiwillig meldeten.

Die nationalsozialistischen Ärzte, die sich bisher bei der „Euthanasie“ bewährt hatten, wurden auch dann weiter verwendet, als es feststand, daß es sich nicht um Euthanasie handelte. Sie hatten sich mit dieser Beschäftigung bereits abgefunden, und der Nationalsozialismus liebte es im allgemeinen nicht, den Personen-

kreis, der zu Geheimaktionen herangezogen wurde, unnötig zu vergrößern.

Dr. Mennecke reist nun von KZ zu KZ und schreibt währenddessen seiner Frau, manchmal sogar täglich. Im April 1941 ist er im Konzentrationslager Sachsenhausen tätig. Die Briefe werden aus dem benachbarten Oranienburg abgesandt:

Oranienburg, 4. 4. 1941

Als Dr. Steinmeyer und ich — wir arbeiteten heute allein im K.Z. — um 18^h Schluß machten, holte ich vom Bahnhof mein Köfferchen ab und ging zum Deutschen Haus... Unsere Arbeit ist sehr, sehr interessant. Heute haben Dr. Steinmeyer und ich allein geschafft; Prof. Heyde ist nach Litzmannstadt. Da *nur wir Beide* die ca. 400 Häftlinge zu untersuchen haben, dauert es vielleicht doch etwas länger, so daß es noch nicht feststeht, ob wir schon am Mittwoch abreisen können.

. . . Ich sammle hier bei dieser Arbeit massenhafte neue Erfahrungen und es ist eigentlich gut, daß Dr. Steinmeyer und ich allein diese Sache machen! . . .

6. April 1941

Um 9 Uhr kam Dr. Steinmeyer mit der S-Bahn aus Berlin an. Nach einer halben Stunde Fußweg waren wir an Ort und Stelle im Lager... Unsere Arbeiten sind zur Hälfte bereits fertig und da wir ab morgen zu Dritt schaffen (es stand am Sonnabend noch nicht fest, wer der Dritte ist), hoffe ich, daß ich am Mittwoch um 9.03^h von Berlin abfahren kann, um am Abend bei Dir zu sein; . . .

Oranienburg, 7. 4. 1941

Gerade soll noch mein letzter Brief aus dieser ersten K.Z.-Epoche beginnen, den ich Dir allerdings mitbringen und nicht schicken werde.

Soeben bin ich fertig geworden mit der statistischen Zusammenstellung der von mir untersuchten Häftlinge, bis jetzt 109 an der Zahl. Morgen kommen noch ca. 25 — 30 als letzte Arbeit hinzu.

Ich lege gerade auf diese Untersuchungen besonderen Wert für eventl. spätere wissenschaftliche Auswertung, weil es sich ausschließlich um „Antisoziale“ — und zwar in höchster Potenz — handelt.

Ehe ich also meine Meldebögen in der Tiergartenstraße abliefern, notiere ich mir alle wichtigen Angaben listenmäßig. Es sind für morgen noch 84 Häftlinge zu untersuchen. Da ab heute Herr Dr. Hebold (Anstaltsarzt in Eberswalde) als Dritter mitarbeitet, entfallen auf jeden nur noch ca. 26 Häftlinge. Ich hoffe, daß wir früh genug fertig werden . . .

Fünf Monate später künden die Briefe Dr. Menneckes davon, daß er im Konzentrationslager Dachau dieselbe Tätigkeit durchzuführen hat:

3. 9. 1941, München

Im Hotel Schottenhammel traf ich Dr. Wischer schon an, ebenso die Tochter von Prof. Nitsche, Frau Wilhelm. Es hieß gleich, daß Steinmeyer und ich im „Bayrischen Hof“ wohnen würden. Wir gingen um 19 h zum Bahnhof, um Prof. Nitsche (und Prof. Heyde), sowie Frau Nitsche abzuholen, sie kamen nicht, aber wir waren kaum wieder im Schottenhammel, da erschien Prof. Nitsche und Frau mit Bauer und dem „fleißigen Lieschen“ direkt aus Berlin. Dr. Lonauer war schon am Montag gekommen. . .

Wir Männer einschl. des Herrn Direktor Dr. Ratka von der Anstalt Gnesen (Warthegau), der als Dritter mitarbeitet, saßen noch bis 23^{1/2} h plaudernd beisammen. . .

— Heute früh um 3^{3/4} h holte uns Dr. Lonauer in seinem Olympia ab; in den zwei Autos fuhren wir gleich nach Dachau hinaus. Wir finden heute aber noch nicht an zu arbeiten, da uns die SS-Männer erst die Köpfe der Meldebögen ausfüllen sollten. Dies ist heute begonnen, so daß wir morgen mit Untersuchungen anfangen können. . .

Es sind nur 2.000 Mann, die sehr bald fertig sein werden, da sie am laufenden Band nur angesehen werden. . .

Um 10 h fuhren wir wieder nach München hinein und um 11 h fuhren wir nach Starnberg weiter. . .

Postkarte aus München, 4. 9. 1941

. . . Ich fahre Sonntag früh 7,45 h hier ab. . . Heute wurde noch feste gearbeitet, ich habe 81 gemacht. . .

Die Dachauer Opfer dieser Ärztekommision wurden in Hartheim bei Linz vergast. Der Leiter der dortigen Anstalt war Dr. Lonauer. Dr. Mennecke reist weiter. Zwei Monate später meldet er sich aus Fürstenberg. In der Nähe dieser Stadt befindet sich das Konzentrationslager Ravensbrück, in dem vorwiegend Frauen festgehalten werden.

19. 11. 1941, 19.15 h Fürstenberg:

. . . Die vorige Nacht in Berlin war ja auch friedlich. . . Ich bin vorläufig noch allein. . . Von morgen ab ist es wohl schon anders. . . Nun höre weiter, wie der heutige Tag war: . . . Um 7,45 h saß ich beim Frühstück und um 8,45 h rief ich die Tiergartenstraße an. Prof. Heyde war schon da u. sagte mir, ich brauchte nicht so früh zu kommen, denn ich wäre doch erst allein als „Kommission“. So machte ich mich um 8,30 h zu einem Herbst-Nebel-Spaziergang auf: Wilhelmstraße-Linden-Lustgarten, Schloß, Dom (das Theater ist noch arg im Renovierungsbau) — wieder zurück — Brunnentor-Ost/West/Achse mit einem Tarndach darüber — Skagerak-Platz-Tiergartenstraße. Ich hatte Besprechungen mit Prof. Heyde, Herrn Allers und Prof. Nitsche. Die beiden Professoren sowie Frl. Haus und Frl. Schwab lassen Dich grüßen. . .

Heyde will mir Gorgass aushilfsweise abgeben als vorläufigen Ersatz für Coulon. Heyde sprach sich sehr zufriedenstellend und anerkennend über meine Mitwirkung aus. Im Januar werden wir beide (Du u. ich) im Männer-K.Z.-Gr. Rosen b/Jauer/i./Schl. arbeiten. Dort sollen 1.000 Häftlinge in Frage kommen...

Heyde sagte überhaupt, ich könnte dauernd eingesetzt werden, was ich jedoch sehr höflich abgelehnt habe. Ich habe manchen interessanten dienstlichen Punkt mit ihm besprochen; er war sehr, sehr freundlich. Desgleichen Nitsche. — Da Herr Dr. Schmalenbach heute noch nicht verfügbar u. Dr. Wischer noch außerhalb ist, konnte ich mich allein selbständig machen. Ich verabschiedete mich um $\frac{3}{4}$ 11 h... und fuhr um 12,50 h ab, 14,51 h hier... und ging ins Hotel Mecklenburger Hof, wo von Berlin aus Zimmer bestellt waren...

Dann machte ich mich gleich auf zum KZ... erreichte es dann doch um 16,30 h. Dort sprach ich zuerst mit dem Adjutanten, einem SS-Untersturmführer, der mich dem Lagerkommandanten, Sturmbannführer Koegel, anmeldete. Ich erfuhr schon bei dem Adjutanten, daß nur 259 Häftlinge in Frage kommen, die von Gr.F.SS für die Untersuchung und Begutachtung vorgesehen seien. Also nur höchstens 2 Tage für 2 Mann (Schmalenbach + ich) Arbeit...

Ich werde nun morgen früh gleich nach 8h die Tiergartenstraße anrufen u. von der Sachlage berichten. Eventl. braucht dann sogar auch Herr Schmalenbach, der per Auto kommen will, nicht erscheinen. Ich kann alles allein machen und ich bin dann auch am Sonnabend fertig, um eventl. dann gleich nach Weimar zu fahren; dort soll es mehr sein nach hiesiger Information, sodaß wir in Buchenwald wohl zu Dritt arbeiten werden. Dr. Wischer braucht hierher nicht mehr zu kommen. Es wird sich vielleicht morgen früh bei meinem Anruf in Berlin schon alles klären...

Fürstenberg, d. 20. 11. 41

Meine liebste Mutti!

Es ist 17,45 h, ich habe mein Tagwerk vollbracht und sitze wieder im Hotel. Das Ergebnis meiner heutigen Arbeit sind 95 Bögen. Da bei einer nochmaligen Besprechung mit dem Lagerarzt, SS-Obersturmführer Dr. Sonntag, und dem Lagerkommandanten, SS-Sturmbannführer Koegel, die Anzahl der in Frage kommenden nach meinen grundsätzlichen Erfassungsausführungen noch um etwa 60 — 70 erweitert wird, so werde ich etwa bis Montag einschl. zu tun haben. Ich habe heute morgen um 8,15 h mit Prof. Heyde telephonierte und ihm gesagt, daß ich es hier allein schaffen würde. Daraufhin ist heute dann auch niemand erschienen, Dr. Schmalenbach braucht also nicht zu kommen. Ich habe nun mit Heyde vereinbart, daß ich nach Beendigung meiner hiesigen Arbeit wieder nach Berlin komme, um dort dann den Einsatz in Buchenwald zu besprechen. Du kannst ruhig nach *Weimar, hauptpostlagernd*, schreiben. Ich werde wohl am Dienstag früh nach Bln fahren u. noch am selben Tage nach Weimar weiterfahren. — Die Arbeit

flutscht nur so, weil ja die Köpfe jeweils schon getippt sind und ich nur die Diagnose, Hauptsymptome etc. einschreibe. Über die Zusammensetzung der Pat. möchte ich hier im Brief nichts schreiben, später mündlich mehr. Dr. Sonntag sitzt dabei u. macht mir Angaben über das Verhalten im Lager, ein Scharführer holt mir die Pat. herein, — es klappt tadellos. Ich esse im Lager; heute mittag gab's im Kasino Linsensuppe mit Speckeinlage, als Nachtisch Ommelett. Um 17^h machte ich Schluß, aß im Kasino wieder zu Abend (mit Dr. Sonntag jeweils zusammen): 3 Sorten Wurst, Butter, Brot, Bier. Anschließend wurde ich ins Hotel gefahren, auch heute morgen um 8,30^h abgeholt. Ich lasse mich morgens jetzt immer um 9^h abholen, dann kann Dr. Sonntag vorher erst seine Visite machen, abends nach 17^h hat er auch Zeit dazu. Von 13 — 14,30^h ist Mittagspause, heute nach dem Essen gab's einen Verdauungspaziergang mit Koegel u. Sonntag, die Viehställe wurden besichtigt. Sonnabend mache ich um 12^h Schluß u. fahre nach Neustrelitz. — In meinem Bett schlafe ich herrlich, es ist ähnlich so wie in Hilmershausen.

Nun will ich einen kleinen Spaziergang machen, aber diesen Brief gleich einwerfen, dann geht er noch mit fort heute abend. Der Nebel hat sehr nachgelassen.

Hoffentlich geht's Dir genau so gut wie mir; ich fühle mich tadellos!

Nimm herzlichste [.....]-Küßlis, mein teuerstes Gutes u.
umarme lieb
Deinen treuen *Fritz-Pa.*

Muß hinzugefügt werden, daß der SS-Lagerarzt Dr. Sonntag — wie jeder Kenner der deutschen Konzentrationslager bestätigen kann — vom Verhalten der Vorgeführten im Lager zweifellos nichts wußte, nichts wissen konnte? Ein SS-Lagerarzt kannte vielleicht ein paar Dutzend Häftlinge, die im Häftlingsrevier beschäftigt waren. Die anderen waren für ihn eine graue Masse, die Nummern statt Namen zu tragen hatte. Aber wahrscheinlich wollte Dr. Sonntag mit seinen Angaben Mennecke beruhigen. Warum sollte man auch dem Kollegen nicht eine kleine Gefälligkeit erweisen? Dann klappte es eben besser, und man war schneller fertig.

Noch am Abend des gleichen Tages beginnt Mennecke den nächsten Brief an seine Frau und vergißt nicht, die genaue Zeit anzugeben:

Fürstenberg, d. 20. 11. 41
(22.50h)

Meine liebste Mutti!

Zunächst meine herzlichsten Sonntagsgrüße zuvor! Mach Dir bitte einen recht ruhigen und gemütlichen Sonntag ohne Deinen Pa. Ich

werde ihn mir auch so ruhig wie möglich gestalten, u. zwar wahrscheinlich in Neu-Strelitz.

— Und nun aber das Neueste: Dr. Schmalenbach u. Dr. Müller sind heute abend hier angekommen! Von Heyde und meinem heutigen morgendlichen Gespräch mit Heyde wußten sie gar nichts, Heyde war überhaupt nicht da, als die heute im Laufe des Tages von außerhalb nach Berlin zurückgekommen sind. So ist ihnen in Berlin gesagt worden, sie sollten nur nach Ravensbrück fahren, dort sei *ich* schon. Wir werden nun morgen zu Dritt arbeiten und zunächst mit den bereits vorbereiteten Bögen fertig werden. Dann werden wir allerdings doch noch weit mehr machen, als bisher vorgesehen, nämlich etwa 2000! Es heißt einfach in Berlin (Jennerwein!) es sind 2000 zu machen, — ob soviel nach den grundsätzlichen Richtlinien überhaupt in Frage kommen, darum kümmert man sich nicht! Wer in Bln eigentlich kommandiert, das wissen wir alle nicht, auch Schmalenbach u. Müller nicht.

Jennerwein war der Tarnname von Oberdienstleiter Viktor Brack. Die Prominenten dieser Vernichtungsaktion bedienten sich vorsorglich falscher Namen. Bln ist die Abkürzung von Berlin, der wir noch öfter begegnen werden.

In dem Brief heißt es weiter:

Es wird nun wohl so werden, daß wir noch bis Montag zunächst hier arbeiten u. über die bis jetzt vorgesehenen Pat. hinaus noch weitere erfassen. Dann wir hier erst Pause gemacht und nach Buchenwald gefahren. Dort wird ebenfalls „vorgefühl“ und eine große Anzahl vorgesehen, die, wenn sie nicht alle vorbereitet worden sind, nur so weit untersucht werden, als die Bogenköpfe geschrieben sind. Die Vorbereitung des Rests wird dann dem Lager aufgegeben! Dann geht's erst wieder nach hier, um die restlichen u. inzwischen vorbereiteten Bögen noch endgültig fertig zu stellen. Zum Schluß erfolgt dann das gleiche in Buchenwald. Findest Du noch dazwischen durch? Ich fast nicht mehr! Alle sprechen von der „berühmten Berliner Organisation“ — und alle wirken wir an ihr feste mit!! — Nun will ich in die Falle steigen, es ist 23,10 h, Du schlummerst hoffentlich schon. Schlafe nur recht, recht gut, mein Lieb!! Ich will es jetzt auch tun. — Dieser Brief geht morgen früh ab, damit Du ihn zum Sonntag erhältst. — Reich mir Dein Mündchen Mutti!! Innigste Gute-Nacht-Küsse
Dein treuer *Fritz-Pa!*

Fr., 21. 11. 41 8,10 h: Guten Morgen, Maudi!! Herrlich habe ich wieder geschlafen u. bin munter u. frisch. Ich bin bereits fertig, jetzt geht's . . . u. dann frühstücken. Bist Du schon auf — oder schläft mein Liebling noch? Nun auf in den neuen Tag! Hinein!! Innigste Küssli's von Deinem *treuen Vati!!*

Meine liebste Mutti!

Fürstenberg, d. 21. 11. 41
17,30h

Heute hat sich nun aber wirklich der Gipfelpunkt Berliner Desorganisation abgespielt. Du hast im Brief Nr. 4 gelesen, daß Dr. Schmalenbach und Dr. Müller doch noch hierher gekommen sind. Was sagst Du nun, daß sie beide um 11^h heute morgen mit *sofortiger* Parole wieder nach Berlin zurückberufen wurden! Zunächst mal brachten diese beiden Herren, insbesondere Herr Schmalenbach, rechte Unruhe in die gestern von mir so geordnet begonnene Arbeit. Dies hatte zur Folge, daß die beide bis 11^h zusammen nur 22, ich nur 34 Bögen fertig bekam, während ich gestern vormittag allein 56 fertig hatte. Um 11^h rief dann Prof. Heyde *mich* an u. sagte mir, daß die 2 andern sofort nach Bln zurückkommen sollten! Stell Dir dies Fluchen der beiden vor! Mir war es recht, denn ich fühle mich am wohlsten, wenn ich eine von mir selbst ausschließlich organisierte Arbeit vor mir habe. Um 11,30^h hauchten also die beiden wieder ab — und ich arbeitete allein weiter. Durch die Gastrolle u. die damit verbundenen Hindernisse habe ich heute im ganzen nur 76 Bögen fertig bekommen, wobei ich noch die von Dr. Müller „nachuntersucht“ habe, weil er die Bögen erst alle ausgefüllt, aber die Häftlinge dazu nicht angesehen hatte.

Das Wort „nachuntersucht“ hat Dr. Mennecke unter Anführungszeichen gesetzt. Er macht das auch in späteren Briefen bei ähnlichen Worten. Er weiß, warum.

Mennecke schreibt weiter:

...Sonst war aber die Unterhaltung, insbesondere mit Schmalenbach, sehr interessant, denn ich habe genaueres über die Dinge der Zukunft gehört, besonders auch über die Personalveränderungen in Hadamar. Übrigens — das habe ich wahrscheinlich bisher vergessen zu schreiben — will Heyde mir den Gorgass als Aushilfsarzt für den Eichberg abgeben; hoffentlich wird's. — Der heutige Tag verlief im übrigen wieder zufriedenstellend. Um 9,15^h waren wir zu Dritt im Lager. Dann folgte zuerst eine gemeinsame Besprechung mit dem Kommandanten, die fast 1 Stunde dauerte. Dann ging die Arbeit los. Um 13,00^h aß ich im Kasino mit Dr. Sonntag zu Mittag: Rindfleisch + Wirsing + Kartoffeln. Dann bis 14,30^h Spaziergang — und wieder bis 16,30^h Arbeit. Um 17,00^h nach der Vorstellung der Frau Dr. Sonntag, die seit 3 Jahren Lagerärztin hier ist (¹/₂ J. verheiratet) — Abendessen: dicke warme Fleischwurst + Brot + Tee. Anschließend Heimfahrt in die Stadt. Und jetzt sitze ich hier in einem Café am Markt, habe 1 Tasse Kaffee getrunken u. 2 Stücke Kuchen gegessen; jetzt habe ich ein Bier bestellt. — Ich werde nun morgen noch nicht fertig werden, — vielleicht aber auch doch, mal sehen (nachmittags ist im Lager Dienstruhe!), es sind noch 100 zu machen, also eine ganze Tagesarbeit! Ich werde also wohl am Montag noch einige Stunden zu tun haben und dann mittags abfahren, um am Abend — nicht in Berlin, sondern vielleicht irgendwo auf der Strecke nach Weimar bleiben, um am Dienstag

früh alsbald in Weimar anzukommen. Dr. Müller u. ich haben Dienstag als Treffpunkt in Weimar, Hotel Elefant, ausgemacht, Dr. Schmalenbach macht dort *nicht* mit.

Diesen Sonntag verlebe ich in Neustrelitz, das sehr nett sein soll. Ich werde schon morgen (Sbd) nachmittag hinfahren u. dort übernachten, Sonntag abend bin ich wieder hier. — Dein Brief kommt wohl morgen hier an.

N.B. Ich habe z.Zt. kein anderes Papier bei mir, der Block liegt zu Hause im Hotelzimmer. Nun wiederum, mein liebes Kindi, recht, recht herzl. Grüße u. liebe, liebe Küsse von Deinem immer treuen *Fritz-Pa.*

22. November 1941 aus Neustrelitz

Ich habe heute von 9 bis 12,30 Uhr insgesamt 72 Bögen gemacht, . . . aber für Montag früh sind noch 29 zu machen. Ich fange um 8,30 h an und hoffe, um 10 h fertig zu sein. Dann geht's gleich auf nach Weimar über Berlin. Sollte ich nicht ganz nach Weimar kommen — oder erst mitten in der Nacht dort sein, dann fahre ich jedenfalls aus Berlin raus zum Abend . . .

23. November aus Neustrelitz
17,45 Uhr

Das nächste Mal fährt meine Mutti aber wieder mit, ich *will* nicht mehr allein reisen. Mach nur, daß Deine neuen Sachen fertig werden, denn nach einem Telefongespräch mit Frl. Haus — sie rief mich gestern gegen Mittag im Lager noch an — soll das Lager Ravensbrück auf Prof. H's Geheiß die Vorbereitung weiterer ca. 1200 — 1500 Bögen bis 15. *Dezember* fertigstellen. Also werden wir zum 15. 12. wieder hier sein. . . Wie mir Prof. Heyde nun persönlich sagte, gibt es für die nächsten 3 — 4 Monate für alle mitarbeitenden Herren fortlaufend auf Reisen zu tun. . .

25. 11. 41, 14.20 h, Weimar

Nach dem bisherigen Stand der Sache werden Dr. Müller und ich etwa bis Mitte oder Ende nächster Woche in Buchenwald zu tun haben. Dr. Schmalenbach und Dr. Müller sind auch gestern abend hier angekommen u. haben heute morgen im Lager angefangen zu arbeiten, aber es ist doch alles so schlecht vorbereitet, daß sie bisher — u. auch heute nachmittag noch — fast tatenlos herumsitzen. . .

Übrigens war Müller vor einigen Wochen schon mal hier, es wurden schon einige Häftlinge erfaßt. Auch Gorgass ist schon zu Untersuchungen hier gewesen, er soll sich in Buchenwald ganz entsetzlich benommen haben, so daß die Lagerleitung auf ihn sehr erbost ist; er habe sich typisch als Metzger, nicht aber als Arzt aufgeführt, wodurch er unserer Aktion im Renomé geschadet hat. Diese Scharte ist jetzt von uns wieder auszubügeln. . .

Gestern (Montag) um 8,30 h stand der SS-Wagen vor meinem Hotel in Fürstenberg, der mich zum Lager hinaus holte. Ab 8,45 h wurde dortselbst geschafft und um $\frac{1}{2}$ 11 h war ich mit dem Rest (32 Bögen)

fertig. Dann folgte noch eine Besprechung mit Dr. Sonntag und Stubaf. Koegel über die Vorbereitung weiterer ca. 1500 Bögen bis zum 15. 12., — Verabschiedung — los per SS-Auto zum Hotel u. zum Bahnhof. . .

Um 12,14 h fuhr mein Zug ab Fürstenberg . . .

Die Bögen — insgesamt 272 — hatte ich im Lager noch verpackt und beim Postamt Fürstenberg per Einschreiben abgesandt. . .

Da der Zug erst um 19 h in Weimar sein konnte, so stieg ich schon kurz vor 18,00 h in Weissenfels aus, denn ich wußte nicht sicher, ob von Berlin aus im Elefant hier schon für gestern abend bestellt war. . .

Nun also, ich war heute morgen um $\frac{3}{4}$ 11 h in Weimar . . .

Weimar, den 25. 11. 41 — 20,58 Uhr
Hotel Elefant.

. . . Um 7 Uhr morgen früh wird geweckt, dann gegen 8 Uhr Kaffee getrunken und anschließend mit Schmalenbachs Wagen hinausgefahren, der selbst aber alsbald wieder abfährt nach Dresden. In Pirna ist Do. und Fr. eine Tagung im Rahmen der Aktion, auf der Dinge der Zukunft besprochen werden und an der Schmalenbach als der ärztliche Adjutant von Herren Brack (Jennerwein) teilnimmt; Gutachter sind nicht dabei. . . Der erste Arbeitstag in Buchenwald ist beendet. Wir waren um 8,30 Uhr heute früh draußen. Ich stellte mich zunächst bei den maßgeblichen Führern vor. Der stellvertr. Lagerkommandant ist SS-Hauptsturmführer Florstädt, Lagerarzt: SS-Obersturmführer Dr. Hoven. Zunächst gab es noch etwa 40 Bögen fertig auszufüllen von einer ersten Portion Arier, an der schon die beiden anderen Kollegen gestern gearbeitet hatten. Von diesen 40 bearbeitete ich etwa 15. Als diese ganze Portion dann fertig bearbeitet war, haute Schmalenbach ab, um nach Dresden zu fahren und bis zum Ende unserer hiesigen Arbeit nicht mehr wiederzukommen. Anschließend erfolgte dann die „Untersuchung“ der Patienten, d. h. eine Vorstellung der Einzelnen und Vergleich der aus den Akten entnommenen Eintragungen. Hiermit wurden wir bis Mittag noch nicht fertig, denn die beiden Kollegen haben gestern nur theoretisch gearbeitet, sodaß ich diejenigen „nachuntersuchte“, die Schmalenbach (und ich selbst heute morgen) vorbereitet hatte und Müller die seinigen. Um 12 Uhr machten wir erst Mittagspause. Danach untersuchten wir noch bis gegen 16 Uhr, und zwar ich 105 Patienten, Müller 78 Patienten, so daß also damit endgültig als erste Rate 183 Bögen fertig waren. Als zweite Portion folgten nun insgesamt 1200 Juden, die sämtlich nicht erst „untersucht“ werden, sondern bei denen es genügt, die Verhaftungsgründe (oft sehr umfangreich!) aus der Akte zu entnehmen und auf die Bögen zu übertragen. Es ist also rein eine theoretische Arbeit, die uns bis Montag einschließlich ganz bestimmt in Anspruch nimmt, vielleicht sogar noch länger. Von dieser zweiten Portion (Juden) haben wir heute dann noch gemacht: ich 17, Müller 15. Punkt 17 Uhr „warfen wir die Kelle weg“ und gingen zum Abendessen. So wie ich oben nun den heutigen Tag geschildert habe, werden auch die nächsten Tage verlaufen — mit genau demselben Pro-

gramm und derselben Arbeit. Nach den Juden folgen noch etwa 300 Arier als dritte Portion, die wieder „untersucht“ werden müssen. . .

Wir haben also bis etwa Ende nächster Woche hier zu tun. Dann fahren wir am Sonnabend den 6. 12. nach Hause. . . Müller fährt von Sbd. Mittag bis Montag Mittag nach Hause, Königslutter bei Braunschweig . . . und am 13. 12. (Sonnabend) fahren wir wieder ab nach Berlin, um am 14. 12. nach Fürstenberg zu fahren, da am 15. 12. dort die Arbeit wieder beginnt. Bis zum 21. 12. werden wir in Ravensbrück fertig werden . . .

Ob nun hinterher Gr. Rosen b/Jauer gleich folgt, wird sich noch positiv entscheiden, es ist ziemlich sicher zu erwarten, also für Anfang Januar . . .

27. 11. 41 — Weimar:

. . . Dr. Müller ist von Nitsche nach Berlin zurückberufen und soll am 1. 12. 1941 11 h dort sein, *also werde ich nun wieder ganz allein hier alles zu Ende schaffen, das ist noch viel, viel Arbeit!* . . .

Dr. Müller wird also morgen abend auch abfahren, sodaß ich bereits ab Sonnabend früh *allein* arbeite. Ich werde dann wohl bis Dienstag Mittag noch mit der zweiten Portion (Juden) zu tun haben. Dienstag Nachmittag mache ich frei und hole Dich an der Bahn ab. Mir bleiben dann noch für die dritte Portion ab Mittwoch früh 3 — 3½ Tage, die reichen werden, so daß wir spätestens am Sonnabend Mittag (6. 12.) heimwärts fahren können. Heute hat die Arbeit sehr gut gefunkt, ich habe insgesamt 182 Bögen (nur heute!) fertiggemacht. Müller 170 Bögen. . .

28. 11. 1941:

. . . 7,40 h. Auf gehts zum neuen fröhlichen Jagen! . . .

. . . — Heute morgen wurde wieder mächtig geschafft, ich habe in den zwei Stunden von 9 — 11 h 70 Bögen fertigbekommen. Dr. Müller 56, also bereits wieder 126 fertig. Ich habe nun alle bisher fertiggestellten Bögen hier und werde sie heute abend oder morgen mal genau durchzählen, um festzustellen, wieviel mir nun noch insgesamt verbleiben; es gibt noch allerhand zu tun, aber es wird bis zum nächsten Wochenende geschafft. . .

19,03 h: Wieder ist ein Tag zu Ende und nun kann ich wieder berichten. . . — Heute ist wieder viel geschafft, ich habe 185 fertiggemacht, Dr. Müller 153. Alle Bögen schicke ich erst ab, wenn Du hier bist . . .

30. 11. 41, Weimar:

. . . Nichts ist es bisher mit dem Lesen geworden, sondern ich habe nur die Bögen geordnet und gezählt. Aus dieser Übersicht ergibt sich nun die Notwendigkeit, daß ich Dich gleich heute abend noch mal anrufe, nämlich: es ist unmöglich, daß ich in Buchenwald bis Freitag Abend fertig werde, da ich allein bin. Deshalb werden wir bereits wieder am Mittwoch, den 10. 12., nach hier fahren, damit ich Donnerstag und Freitag (11. und 12. 12.) den Rest hier fertigmachen kann. Dann

folgt der Sonntag, 14. 12., den wir in Fürstenberg oder Neustettin erleben können, und am Montag, den 15. 12., geht die Arbeit (wahrscheinlich mit Schmalenbach zusammen) in Ravensbrück los...

Das Ergebnis der bisherigen Arbeit hier in Buchenwald sieht folgendermaßen aus:

Schmalenbach:		Müller:	
25. 11. 41	79	25. 11. 41	63
26. 11. 41	10	26. 11. 41	43
	<u>89</u>	27. 11. 41	129
		28. 11. 41	115
		29. 11. 41	53
			<u>403</u>

Mennecke:		
25. 11. 41	—	
26. 11. 41	35	
27. 11. 41	181	89
28. 11. 41	183	403
29. 11. 41	71	470
	<u>470</u>	<u>962</u>

Da hier insgesamt 2.000 Fälle zu bearbeiten sind, habe ich noch 1.038 zu machen. Dies geht prognostisch nun folgendermaßen:

Mo 1. 12. 41	—	ca. 170
Di 2. 12. 41		ca. 85
Mi 3. 12. 41		ca. 170
Do 4. 12. 41		ca. 170
Fr 5. 12. 41		ca. 170
.....		
Do 11. 12. 41		ca. 160
Fr 12. 12. 41		ca. 113
		<u>1.038</u>

Frau Mennecke kam nach Weimar — es wurden also keine weiteren Briefe geschrieben. Aber bald trennte wiederum eine Dienstreise das Ehepaar. So schrieb Mennecke Anfang Januar 1942 seiner Frau aus der ihm schon bekannten Umgebung des Konzentrationslagers Ravensbrück:

1. 12. 41:

... Obwohl ich heute früh 1/2 Stunde später erst anfangen konnte, ist heute ein Rekord geschlagen: 230 Bögen habe ich fertigbekommen, so daß jetzt insgesamt 1.192 fertig sind, da doch nicht ganz 2.000 Stück in Frage kommen werden, wird sich das Endziel vielleicht doch noch etwas verkürzen...

... Ich war um 9.30 h im Lager (200 m höher als Weimar), infolge dichtesten Nebels ging die Fahrt langsam und etwas verspätet. Doch habe ich bis 11,15 h flott geschafft und 80 Bögen fertiggemacht. Somit hab ich gestern + heute zusammen 320 Bögen, die Dr. Müller bestimmt nicht in 2 vollen Tagen geschafft hätte. Wer schnell arbeitet, spart Zeit! Wie ich es nun in den nächsten Tagen mache, werden wir nachher mündlich besprechen...

5. 1. 42, Fürstenberg:

... Nun weiter im Tagesprogramm. Mit Dr. Schiedlausky hatte ich erst eine längere Rücksprache... Um 13,30 h fing ich an zu arbeiten, aber bald erschien Schiedlausky wieder, um mich bekannt zu machen mit einem Hauptsturmführer Vogel, dem vor Rostow das linke Bein abgeschossen wurde. Wir plauderten bis 14,30 h und erst dann konnte ich anfangen zu arbeiten. Ich schaffte dann noch 30 Akten, aber morgen geht's mit Hochdruck gleich früh los...

Um 15 h meldete ich Berlin an und hatte das Gespräch in 10 Minuten. Prof. Nitsche war sehr freundlich, erkundigte sich auch nach Dir. Ich soll die hiesigen Bögen am 15. 1. mitbringen, brauche sie nicht abzusenden. Für Mitte Januar bin ich in Groß-Rosen angemeldet; also es bleibt programmgemäß;...

Um 17,15 war ich im Hotel...

6. 1. 42, Fürstenberg:

... Sonst ist zum heutigen Tag noch zu melden, daß ich 151 fertiggemacht habe; mit den gestrigen also bis jetzt 181. Es sind sämtlich Arierinnen mit zahlreichen Vorstrafen. Nun fehlen noch etwa 70 Arierinnen und 90 — 100 Jüdinnen. Ich hoffe, diese alle morgen zu schaffen, so daß ich am Donnerstag und Freitag sie schnell durchuntersuchen und schon am Sbd. mit den 300 Männern anfangen kann. Das ist dann der Schluß, so daß ich in dieser Periode insgesamt etwa 650 fertiggemache. Ich hoffe, am Dienstag Abend mit den Männern restlos fertig zu sein, und dann werde ich vielleicht (?) am Mittwoch-früh schon nach Berlin fahren, um eventl. noch Mittwoch mit Dr. Hefelmann zu sprechen und auch in die Tiergartenstraße vorzugehen...

9. 1. 42, Fürstenberg:

... Im Dienst hat es heute wieder sehr gut gefunkt. 190 Männer sind fertig geworden...

Ich habe jetzt noch insgesamt 130 Männer zu bearbeiten, dann ist alles erfaßt. Diesen Rest werde ich morgen vormittag kaum schaffen, so daß ich auch noch am Montag diese Arbeit fortsetzen muß. Ich werde dann erst mal gleich an die Begutachtung gehen und dabei nur diejenigen zur persönlichen Vorstellung herausfischen, die nach den Eintragungen noch unklar geblieben sind. Ich bin überzeugt, daß dabei nicht viel zur „Untersuchung“ mehr verbleiben...

10. 1. 42 Fürstenberg:

... Es war dann bereits 9,40 h, als ich an meine Arbeit gehen konnte. Dabei war ich nun schon um 7,30 h aufgestanden! Immerhin habe ich in den 2 Stunden bis 11,40 h noch 70 Akten geschafft, so daß nur noch 60 rückständig sind, die am Montag früh bald erledigt sein werden. . .

12. 1. 42, Fürstenberg:

... 11,40 h (Im Lager): Heissali! Fertig mit allen Fragebögen! Jetzt wird gleich angefangen zu begutachten. . .

16,40 h. So, mein Lieb, nun ists für heute wieder Schluß. Ich habe sämtliche Männer und die arischen Frauen fertig begutachtet und zwar 334 ♂ und 300 ♀ = 634 Bögen. Für morgen fehlen nun lediglich noch die Jüdinnen, mit denen ich bis zum Mittag fertig werde. Dann werde ich mir einige wenige noch ansehen und eine abschließende Besprechung mit dem Lagerkommandanten über einige Fälle haben, u. dann rüste ich mich morgen am frühen Nachmittag zu meiner Abfahrt. . .

Am Mittwoch früh dampfe ich dann endgültig hier ab. . .

Außer der Korrespondenz wurden bei Dr. Mennecke auch zahlreiche Lichtbilder von Häftlingen gefunden. Mit seiner Handschrift sind auf der Rückseite dieser Fotografien Bemerkungen geschrieben. Vor seinen Richtern hat Mennecke zugegeben, daß diese Notizen von ihm stammen. Offensichtlich hat er in wenigen Worten die Gründe festgehalten, die ihn bewogen haben, die auf der Fotografie abgebildete Person in die Aktion einzubeziehen — es handelt sich also um eine Art Ersatz einer medizinischen Diagnose. So kann man auf diesen Fotografien zum Beispiel lesen:

Schneidhuber Dorothea Sara, geb. 3. 8. 81 in Läch

Schrieb fortgesetzt deutschfeindl. Hetzartikel über die kirchenpolitische Lage in Deutschland, die sie von dem Referenten des Erzbischöfl. Ordinariat in München erhielt.

541 Ravensbrück 1819

Stross Otto Israel, geb. 22. 9. 00 zu Prag, Rechtsanwalt

22730 Dachau Schwerer Deutschenhasser, Hetzer

Lampl Ernst Israel, 20. 8. 87 zu Brünn geb. Rechtsanwalt

Lt. d. Res. i. österr.-ung. Heer

Deutschfeindliche Agitation. Hetzer

Lamensdorf Margarete Sara, Witwe, 16. 8. 83 Landsberg/Warthe

140 Ravensbrück 879

Als Wirtschaftsleiterin in jüdischen Schwesternheim

Sabotage an Lebensmittelzuteilung. Falsche Zahlen für die Zuteilung angegeben.

Capell Charlotte Sara, 4. 10. 93 Breslau, gesch. Ehefrau, *kath. Jüdin*
740 Ravensbrück 2005

Krankenschwester. Fortgesetzte Rassenschande. Tarnte ihre jüdische Abstammung durch den Katholizismus, hängte sich ein Christenkreuz um den Hals.

Schönhof Egon Israel, Rechtsanwalt, 9. 4. 80 in Wien

Dachau 1938, 6069

Kommunistischer Advokat, Mitglied d. Roten Hilfe, 1927 in Rußland gewesen. Schwerer Deutschenhasser, Hetzer. Im Lager: Anmaßend, frech, faul, widerspenstig.

Seit 1901 Oberleutnant der österr.-ung. Armee. Leutnant d. Res. Frontdienst seit Beginn des Weltkrieges bis Mai 15; dann russische Kriegsgefangenschaft. In der Front zum Oberleutnant, während Gefangenschaft zum Hauptmann befördert.

Das sind einige wenige von denen, die Dr. Mennecke dem Gastod überantwortet hat; das sind die Gründe, die ihn zu solchen Entscheidungen bewogen haben.

Dr. Mennecke hat seine Tätigkeit im Konzentrationslager Ravensbrück abgeschlossen, seine Gedanken sind schon in die Zukunft gerichtet. Er schreibt:

12. 1. 42, Fürstenberg:

... Morgen um diese Zeit wird der Koffer fertig gepackt bereitstehen, um alsbald zum Bahnhof zu fahren und zur Reichshauptstadt zu reisen... Dann werde ich zuerst in die Tiergartenstraße gehen und die Bögen abliefern. Von Prof. Nitsche hoffe ich schon dann zu erfahren, was nun eigentlich als nächste „Tour“ vorgesehen ist. Falls er es wirklich nicht weiß, hoffe ich, Herrn Brack in der Tiergartenstraße erwischen zu können, um ihn zu fragen...

Nun will ich mich von Dr. Schidlausky verabschieden, — dann ein Auto besorgen und ins Hotel fahren!

13. 1. 1942:

... Um 10^h rief ich Berlin an; Frl. Schwab teilte mir mit, daß die Sitzung verschoben sei, daß ich aber morgen in Berlin erwartet würde, es sei dort wieder alles umgeändert worden; genaues wüßte sie aber nicht und meinte, ich würde es ja morgen dann erfahren. Was mag nur wieder los sein? Es ist entsetzlich mit dem „Silbenrätsel Berlin“! ! ! ...

Mein liebstes Muttilein!

Berlin, d. 14. 1. 42
Hotel Esplanade

War das eine typische Kriegswinterfahrt von Fürstenberg nach hier; der Personenzug, der 7,47 Uhr aus Fürstenberg abfahren sollte, fuhr

erst 9,20 ab, brechend voll und völlig ungeheizt. In Oranienburg hieß es plötzlich: „Nach Berlin alles aussteigen!“ Also raus und der ganze Schwung von Menschen — ich mit meinem Koffer, der Aktentasche und dem Meldebogenpaket (850 Stück) — treppab-treppauf — in den Vorortzug (S-Bahn) nach Bln. Nach 2 Stationen hieß es: „Nach Berlin alles aussteigen!“ Also wieder raus, ganz am Zuge entlang, um ihn herum, an einem anderen Vorortzug entlang, wieder hinein. Es war eine Bahn nach Wannsee, die über Anh. Bhf. fuhr; die bis dahin benutzten Züge waren alle nur Pendelzüge, keiner ging durch. So war ich denn um 12 Uhr glücklich am Anh. Bahnhof. Zum Glück konnte ich mir gleich einen Gepäckträger schnappen, der zwar zunächst nicht wollte, dann aber doch meinen Koffer zum Stuttgarter Bahnhof schleppte, wofür er 1,20 RM bekam. Im Hotel sagte der Portier zunächst, es hätte kein Zimmer freigehalten werden können, aber schließlich hatte ich ihn dann soweit, daß Zimmer 47 für mich in Frage kam, welches aber erst nach 14 Uhr frei wird. Ich ließ meinen Koffer dort und machte mich mit Aktentasche und Paket auf den Weg zur Tiergartenstraße. In der Bellevuestr. traf ich Herrn Prof. Nitsche, der mir sagte, ich würde schon erwartet und besonders Dr. Hefelmann hätte gebeten, mich zu sprechen. Die Sitzung sei zwar verschoben, aber wir würden eine gemeinsame Tagung in ganz engem Kreise, auch Prof. Schneider käme, haben. Nitsche war in Eile und so ging ich weiter zur Tiergartenstr. Bei Herrn Menmann gab ich die Bögen ab, behielt aber die 3 schönen Packmappen und das Einwickelpapier. Dann rief ich in der Kanzlei an, sprach mit Frau Mayer und fragte, wann ich zu Dr. Hefelmann kommen könnte. Er erwartet mich um 14.30 Uhr. Sonst habe ich noch niemand gesprochen. Bei Herrn Menmann sah ich die Copie von dem Schreiben, welches mich für den 16. — 20. 1. in Groß-Rosen anmeldet. Auch Prof. Nitsche sagte — gewissermaßen im Vorbeigehen —, daß neue Aufträge meiner harrten, aber auf meine Zwischenfrage, ob ich nicht erst mal nach Hause fahren könnte, sagte er: „Selbstverständlich, Sie können sich so einrichten, wie Sie wollen.“ — Nun muß ich mal weiter abwarten, was es alles gibt.

...
21,40 Uhr, Cafe Excelsior: Nachdem ich soeben einen 3-Seitenbrief an Karl geschrieben habe u. auch noch eine Abschrift (anbei) angefertigt habe, kann ich Dir nun weiter berichten, Muttilein: Wir fahren doch erst noch nach Gr.-Rosen! Ich kann es selbst entscheiden und daher entscheide ich so! — Also höre: Um 14.30 Uhr betrat ich die Reichskanzlei und sofort begann die Besprechung mit Dr. Hefelmann, die verschiedene Punkte zur Rücksprache hatte. Alles tadellos! Da die vorgeschlagene große Sitzung ausfallen mußte, tagen wir morgen im engen Kreise: Dr. Hefelmann, Prof. Nitsche, Prof. Schneider, Dr. Heinze, Dr. Straub und Dein Oller! Um 11,30 Uhr werde ich mich wieder in die Reichskanzlei begeben. Zur Erörterung steht die Frage: „Förderung der Jugend-Psychiatrie“; auf diesem Gebiete sind Schneider und Heinze als führende Wissenschaftler im Reich anzusehen; ich sitze (mit Straub) als Mann der Praxis daneben. Straub ist Landesrat und Anstaltsdezer-

ment in der Prov. Holstein in Kiel, Oberstabsarzt der Wehrmacht u. Träger des Goldenen Parteiabzeichens. Er will seine Tätigkeit in Kiel aufgeben und wieder eine Anstalt leiten und zwar in Südwestdeutschland. Eichberg? O nein, da kommt kein anderer ran, als dein Oller Pa! Aber für Herrn Straub soll eine neue Landesheilanstalt geschaffen werden in unserer Nähe, die hauptsächlich die Jugend-Psychiatrie auf ihre Fahnen schreiben wird. Die Arbeiten in dieser neu einzurichtenden bzw. umzuwandelnden Anstalt werden insbesondere in eingehender Weise unter der wissenschaftlichen Mitwirkung und Beratung durch Schneider und Heinze angefaßt werden. Vorgesehen ist nach den bisherigen Plänen Idstein. Ich soll mit meiner Kinderfachabteilung, die noch weiter ausgebaut wird, in engstem Einvernehmen mit Schneider, Heinze u. Straub zusammen wirken, und die „Ausmerze“ dieser neuen „Jugend-psychiatrischen Klinik“ wird den Schluß ihrer Behandlung bei mir finden. Da haben wir bereits *das* Zukunftsprojekt, was ich immer von der Kinderfachabteilung erwartet habe! Neben sehr wohlthuenden Schmeicheleien über den tadellosen Aufbau meiner Kinderfachabteilung als der besten neben der von Heinze, sprach Dr. Hefelmann noch manche erfreuliche Zeichen der Anerkennung für mich aus, was nicht nur seine, sondern auch die von Herrn Brack gewonnene Erkenntnis sei. Wir haben nun heute als Vorbesprechung für die morgige Sitzung einmal gemeinsam überlegt, wie diese Umwandlung mit Idstein zu machen sei. Bezeichnenderweise wird nicht Bernotat, sondern ich zu solchen Fragen herangezogen, das ist wichtig! Es fand auch seine Erklärung in dem, was Dr. Hefelmann von Berno sagte und was er von meiner Meinung hielt. Ich habe nun schon heute gleich von Idstein abgeraten, und dafür Scheuern in Vorschlag gebracht. Für diesen Vorschlag erschienen mir verschiedene Tatsachen ausschlaggebend: Wenn ich 2 Nachbaranstalten für idiotische Kinder habe, dann ist es mir lieber, die bisher unter zweifelhaften Vorzeichen geleitete Anstalt Scheuern in andere, bessere Hände zu geben, anstatt Idstein, das in Herrn Müller einen dauernden ordentlichen Mann als Leiter hat. Ferner halte ich es für dringend notwendig, gerade Scheuern von Herrn Todt zu befreien und dort einen anderen Wind aufblasen zu lassen. Für mich, der ich im engsten Einvernehmen mit der neuen Straub-Anstalt arbeiten soll u. werde, ist Scheuern u. U. noch leichter zu erreichen als Idstein. Für Straub sagt vielleicht Scheuern landschaftlich ebenso zu, wie Idstein, denn in dieser Hinsicht soll seinem Wunsch Rechnung getragen werden. Alle diese Gründe erkannte auch Dr. H. als zutreffend. Ich werde auch morgen in unserer Sitzung diesen Standpunkt vertreten.

pp. Gegen 17 Uhr verließ ich Dr. H., der mich noch zum Schluß bat, für ihn Wein einzukaufen, was ich tun werde. Er gab mir seine Wohnungsanschrift. Danach ging ich zur Tiergartenstr., um nun mit Dr. Nitsche zu sprechen. Schon bei Dr. H. hatte ich Aufklärung über die „völlig neuen Veränderungen“ bekommen, von denen mir Frl. Schwab am Telefon Andeutungen machte: Seit vorgestern ist eine große Abordnung unserer Aktion unter Führung von Herrn Brack im Kampfgebiet des

Osten
zu hel
ger ur
nen! I
dringe
sind n
bedau
hilfsp
Aus d
verleg
wird.
pp.
geleg
wiede
richtig
14 Ta
wiede
der B
davor
daß i
gabe
ich je
zumal
einma

Ostens, um an der Bergung unserer Verwundeten in Eis und Schnee zu helfen. Es sind Ärzte, Bürokräfte, Hadamar- u. Sonnenstein-Pfleger und Pflegerinnen dabei, ein ganzes Kommando von 20 — 30 Personen! Das ist streng geheim! Nur diejenigen, die zur Durchführung der dringendsten Arbeiten unserer Aktion nicht entbehrt werden können, sind nicht mitgenommen. Prof. Nitsche sprach zu mir auch hiervon und bedauerte ganz besonders, daß uns auf dem Eichberg dadurch die Aus-hilfspfleger und Pflegerinnen so schnell wieder weggenommen seien. Aus diesem Anlaß ist auch die große Sitzung vom 18. 1. auf den 6. 2. verlegt worden, da bis dahin die Hilfsaktion im Osten beendet sein wird.

pp. Ich sprach mit Nitsche über einige anstaltsorganisatorische An-gelegenheiten geringerer Bedeutung u. betonte, daß ich jetzt erst mal wieder zu meiner Anstalt zurückfahren möchte, was er durchaus für richtig hielt u. gut hieß. Wir vereinbarten dann, daß ich Jauer um 14 Tage verschöbe. Wir kamen bei unserer Unterhaltung auch hierüber wieder hinweg; jedenfalls überließ mir Nitsche völlig freie Hand mit der Bearbeitung der Ks's, die jetzt nicht mehr so dringend sei. Er sprach davon, daß ich ja dann auch noch in alle die anderen KZ's müßte und daß ich die KZ-Bearbeitung zunächst nur ruhig als meine Spezialauf-gabe betrachten solle. Ich werde ihm aber nun morgen früh sagen, daß ich jetzt doch lieber erst wenigstens Gr.-Rosen noch fertigmachen will, zumal ich schon für den „16.—19. 1.“ angekündigt bin und weil ich jetzt einmal hier im Osten bin. . .“

Herzlichste und innigste Grüße mein bestes,
goldiges Muttchen
Dein treuer Fritz

Aus dem Konzentrationslager Groß-Rosen braucht Dr. Mennecke seiner Frau nicht zu schreiben; sie ist ja bei ihm, sie hilft dort ihrem Pa. Auch aus den Konzen-trationslagern Flossenbürg und Auschwitz, wo er eben-falls selektiert hat, fehlen Briefe.

Dr. Fritz Menneckes Briefe erzählen uns unbeab-sichtigt, wie damals von deutschen Ärzten gearbeitet wurde, als der Staat von ihnen verlangte, statt zu hel-fen und zu retten, zu töten. Freimütig schildert der Schreiber all die Gedanken und Gefühle, die ihn wäh-rend dieser so ungewöhnlichen Betätigung bewegt ha-ben; denn die Briefe an seine Frau — die ja zeitweise auch seine Mitarbeiterin und daher ebenfalls Geheim-nisträgerin war — geben den Eindruck, daß er weder Tatsachen noch Gefühle verschweigt.

Der letzte Brief trägt bereits ein Datum mit der Jah-reszahl 1942. In diesem Jahr will Dr. Mennecke — wie er dann später seinem Untersuchungsrichter schrieb —

erkannt haben, daß die Methoden der Nationalsozialisten, die er so genau kennengelernt hat, „unmenschlich und grausam“ waren. Selbst aus diesem letzten Brief ist eine solche Erkenntnis beim besten Willen nicht herauszulesen. Freilich ist er bereits am Beginn des Jahres 1942 geschrieben worden. Darum sei noch ein Brief aus dem Jahr 1943 wiedergegeben. (Damals hatte man diese Vernichtungsaktion in den Konzentrationslagern bereits eingestellt.)

U, den 7. April 1943
(Mittwoch)

. . . Der Brief von Herrn Blankenburg, die Antwort auf meine vor ca. 14 Tagen abgesandte „Meldung“ (noch nicht die Antwort auf meinen 2. Brief betr. „Bescheinigung“) lautet wie folgt:

Werner Blankenburg
Berlin W 8
Voßstr. 4

Berlin, den 1. April 1943

Lieber Dr. Mennecke!

Ich habe mich gefreut, einmal wieder von Ihnen einige Zeilen zu erhalten. Besonders freut es mich, daß es Ihnen gut geht und Sie sich bei Ihrer Arbeit wohlfühlen. Bei uns läuft alles seinen alten Gang. Wir harren der Dinge, die da kommen sollen. Die Feldpostnr. von Herrn Brack ist 46.000. Von Dr. Hefelmann: (leider ausgelassen, Irrtum!)

Herzliche Grüße!
Heil Hitler!
gez. Blankenburg

Ja Liebling, das beweist mir doch, daß meine Beziehungen zu Berlin leben und sich erhalten; das ist sehr wichtig! Die F.P.Nr. von Dr. Hefelmann sollte wohl noch eingesetzt werden, was aber leider nicht geschehen ist; vielleicht erfahre ich sie durch Herrn Brack, dem ich bald schreiben werde. . .

Es besteht kein Anlaß, anzunehmen, daß Dr. Mennecke schlechter oder besser, ehrgeiziger und skrupelloser oder von moralischen Bedenken stärker gehemmt gewesen wäre als seine Kollegen. Er war keiner der großen, leitenden Organisatoren der „Euthanasie“-Aktion, sondern nur einer von vielen Ärzten.

Die Briefe haben die Persönlichkeit Dr. Menneckes charakterisiert. Sein weiteres Schicksal sei kurz geschildert: Nach Beendigung des Krieges verhaftet, hat Mennecke seine Schuld nicht abgestritten. Am 12. Dezember 1946 wurde er in Frankfurt am Main gemein-

onalsozi-
nmensch-
m letzten
en Willen
m Beginn
sei noch
(Damals
Konzern-

sam mit seinem „Euthanasie“-Kollegen Dr. Schmidt wegen erwiesenen Massenmordes von einem deutschen Gericht zum Tode verurteilt. Auf dem Gnadenweg wurde dieses Urteil in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Dr. Mennecke, der sich bei seiner Tätigkeit mit Tuberkulose infiziert haben dürfte, starb im Januar 1947 in der Haft an dieser Krankheit. Seine Frau lebt heute in Kanada.

Dieses Ende kann nicht als typisch angesehen werden für das Schicksal der nationalsozialistischen Ärzte, die für die „Euthanasie“-Morde geworben worden waren. Wohl wurden diejenigen, die so wie Mennecke und Schmidt unmittelbar nach dem Krieg zur Verantwortung gezogen wurden, streng bestraft — an einzelnen wurde die Todesstrafe auch vollstreckt, so an dem in Menneckes Briefen mehrmals erwähnten Professor Nitsche. Wer erst später vor Gericht gestellt wurde, kam aber mit einer wesentlich mildereren Strafe davon. Später wurden auch bald die lebenslangen Zuchthausstrafen, die in den Jahren 1946 bis 1948 ausgesprochen worden waren, auf dem Gnadenweg erlassen.

meine vor
auf meines

ilen zu er-
Sie sich bei
Gang. Wir
von Herrn
tum!)

n zu Berlin
r. von Dr.
eider nicht
k, dem ich

Dr. Men-
d skrupel-
r gehemmt
keiner der
nasia“-Ak-

Menneckes
kurz ge-
haftet, hat
am 12. De-
n gemein-

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Faint text, possibly a signature or a small heading.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Di
Akt
lers
solc
ver
im S

14
..
grof
nun
Eur
lung
ver
eige
Rück
seit
schä
eige
wer
im l
nen

20
der
her

„Liquidiert sie selber!“

Die nationalsozialistische Führung betrachtete die „Euthanasie“-Aktion als eine Art Generalprobe, eine Schule für Mörder. Hitlers Plan, ganze Völker auszurotten, ist alt. Daß die Juden ein solches Schicksal erleiden sollten, drückte bereits die Parole „Juda verrecke!“ aus. Aktuell wurde dieser Programmpunkt, als Hitler im Sommer 1941 den Krieg gegen Rußland begann.

Das kommentiert sein Vertrauter Goebbels in seinem Tagebuch mit folgenden Worten:

14. Februar 1942:

... Mit dem Bolschewismus wird zweifellos auch das Judentum seine große Katastrophe erleben. Der Führer gibt noch einmal seiner Meinung Ausdruck, daß er entschlossen ist, rücksichtslos mit den Juden in Europa aufzuräumen. Hier darf man keinerlei sentimentale Anwendungen haben. Die Juden haben die Katastrophe, die sie heute erleben, verdient. Sie werden mit der Vernichtung unserer Feinde auch ihre eigene Vernichtung erleben. Wir müssen diesen Prozeß mit einer kalten Rücksichtslosigkeit beschleunigen, und wir tun damit der leidenden und seit Jahrtausenden vom Judentum gequälten Menschheit einen unschätzbaren Dienst. Diese klare judenfeindliche Haltung muß auch im eigenen Volke allen widerspenstigen Kreisen gegenüber durchgesetzt werden. Das betont der Führer ausdrücklich, auch nachher noch einmal im Kreise von Offizieren, die sich das hinter die Ohren schreiben können...

Auch bei seinen Unterredungen mit Hitler wird diese Frage unmißverständlich behandelt, wie Goebbels seinem Tagebuch anvertraut:

20. März 1942:

... Wir sprechen zum Schluß noch über die Judenfrage. Hier bleibt der Führer nach wie vor unerbittlich. Die Juden müssen aus Europa heraus, wenn nötig, unter Anwendung der brutalsten Mittel...

Die ersten praktischen Schritte im Bemühen, die „Judenfrage zu lösen“, wirken nahezu dilettantisch, wenn man sie mit der perfekt funktionierenden Vernichtungsmaschinerie, die bald in Aktion treten sollte, vergleicht. Man schickte die anderen vor. Otto Bräutigam, der als Vertreter Alfred Rosenbergs, des Reichsleiters und Reichsministers für die besetzten Ostgebiete, beim Oberkommando des Heeres tätig war, hat in seinem Tagebuch Eindrücke festgehalten, die er auf einer Dienstreise nach Kowno gewonnen hatte, das eben erst von deutschen Truppen besetzt worden war:

11. 7. 41:

Fahrt mit Dr. Kleist nach Kowno, den ich dort als VD (VO?) des Reichsleiters Rosenberg bei General Rocques und Oberstleutnant Kriegstein (?) absetzte. Die Fahrt führte über Eydtk [.], wo ich im Sept. v. J. mit dem Kurier Vörkel einen ganzen Sonntag verbracht hatte, weil wir — von Moskau kommend — den Anschluß verpaßt hatten. Die litauischen Städte, die wir durchfuhren, zeigten noch alle Spuren des eben überstandenen Krieges. Vielfach waren ganze Stadtviertel dem Erdboden gleich gemacht. In Kowno war ein verhältnismäßig starker Stadtverkehr, die Leute waren ernst, wohl auch aus Sorge um das tägliche Brot. Von einer Begeisterung über die Befreiung vom Bolschewismus war im Stadtbild wenig zu verspüren, obwohl die Freude hierüber bei der Masse der Bevölkerung bestimmt vorhanden war. Immerhin waren die Städte reichlich mit litauischen Fahnen geschmückt. Unter unserer stillschweigenden Duldung wurden zahlreiche Judenpogrome von der litauischen Hilfspolizei durchgeführt. Im übrigen wurden die Juden, deren Kleidung mit einem gelben Stück Stoff auf dem Rücken versehen war, zu Arbeitskolonnen zusammengestellt.

Wir wurden vom General Rocques zum Mittagessen eingeladen, machten hinterher einen kleinen Bummel durch die Stadt, woraufhin ich um 4 Uhr die Rückfahrt auf dem gleichen Wege antrat.

Beide Memelbrücken in Kowno waren gesprengt und lagen im Wasser. Der Verkehr vollzog sich über Notbrücken.

Zwei Monate später ist dieses Anfangsstadium, währenddessen die Litauer und andere „ermuntert“ wurden, bereits überwunden. Die Eintragungen im Tagebuch Bräutigams sprechen schon eine deutlichere Sprache:

14. Sept. 1941:

Kalinin hatte angeordnet, daß alle Wolgadeutschen nach Sibirien zu verschicken seien. Offenbar fürchtet man sie im Herzen der Sowjetunion zu belassen und wollte sie auch einem etwaigen späteren Angriff durch uns entziehen. Von dem traurigen Schicksal, verbannt zu werden,

unge bei diesem Angriff verloren zu haben. |

9. Sept. Rückmarsch vom Schlesischen Bahnhof mit dem Nachzug nach Insulburg, wo der Führer Friedrich mit abholte. Nachdem ich mir noch die Haare hatte schneiden lassen, wozu ich in Berlin nicht gekommen war, fuhren wir ins Lager.

10. Sept. Mit Min-Opt. Danckwerts, Major v. Alkenstarkt, St v. Jörcke bei 2 Uhr einen sehr angenehmen Brisauf gespielt.

11. Sept. Kalinin hatte angeordnet, dass alle Udschickten nach Sibirien zu verschicken seien. Offener fürchtete man sie im Herbe der Situation zu verlassen und einen etwaigen späteren Zugriff durch uns zu erleichtern. Von dem kaiserlichen Schicksal, verbannt zu werden, sollten 400 000 Personen erfasst werden. Dabei war es klar, dass der größere Teil die Verbannung oder gar schon den Transport nicht überleben würde. Als Gegenmaßnahme war von Reichleiter die Vorkehrung aller Juden im Land europas in die östlichen, unter unserer Verwaltung stehenden Gebiete in Aussicht genommen, weil sie hätte telegraphisch den Auftrag erhalten, die Zustimmung des Führers

zu diesem Projekt herein führen. So reichte ich
dann meinem Mercedes nach Fahrzeit zum Obstk.
v. Toppelskrist beim Wehrmachtspferdepost, der aber
ebenso wie der General Wehrmacht der Ansicht war, dass
die Wehrmacht an dieser Sache wenig interessiert sei.
So fuhr ich zum Führerhauptquartier weiter, wo ich mich
nach dem Adjutanten des Führers, Oberst Schmidt
und Major Engel erkundigte, die aber beide nicht
zu finden waren. Oberst Schmidt war ~~er~~ mit dem Führer
in einer Besprechung beim Generalstab und Major
Engel zum OKH unterwegs. Ich unterrichtete mich kurze
Zeit mit General d. Fz. Bodensatz und wurde dann
an General Joll gerufen, der die Sache aber auch
von sich abwimmeln sollte und meinte, die Zu-
ständigkeit der Anw. Anst. sei gegeben. Im übrigen
würde die Durchführung des Projektes an den Transport-
schwierigkeiten scheitern. Schließlich unterrichtete ich Oberst
Schmidt, und zu meiner grossen Überraschung hat er
mir die Aufzeichnung sofort aus dem Wagon, dass
sie eine sehr wichtige und dringliche Angelegenheit, für die
auch der Führer sehr interessiert. Er würde mir ~~die~~

geben. Froh, mit meinem Auftrage erblüht zu sein.
fuhr ich nach Hause.

15. Sept. Ich unterrichtete mich für den Schicksal des
Vordrugs der Reichskolonien & ~~erfuhr von dem~~ ~~Steingradt,~~
~~den Verlusten zu Hevel, dass der auch nicht dem-~~
~~entsprechend bei West Schwanitz an. Dieser ver-~~
stand mich mit Generalfeldmarschall Kretsch, der mich mit-
teilte, dass der Führer befohlen habe, zunächst die
Jahresgaben des Answ. Anwes. einzuholen. Ich rief
also bei Hevel an, der über durch Herrn Steingradt
verhört wurde. Dieser verwies mich an General v.
Rintelen, der mir erklärte, dass v. Ribbentrop sich
wohl nicht geneigt habe, sondern die Angelegenheit per-
sönlich mit dem Führer besprechen wollte.

16. Sept. Fahrt mit dem Wagen nach Berlin.
Schönes Wetter! Über Deutschland ^{hoben} nach Grenz-
land. Ich über eine Notiz über mit hundert
Blätter auf das alte Stückchen. Weiter über Tadel

sollten 400 000 Personen erfaßt werden. Dabei war es klar, daß der größere Teil die Verbannung oder gar schon den Transport nicht überleben würde. Als Gegenmaßnahme war vom Reichsleiter (Rosenberg) die Verschickung aller Juden Zentraleuropas in die östlichen, unter unserer Verwaltung stehenden Gebiete in Aussicht genommen, und ich hatte telegraphisch den Auftrag erhalten, die Zustimmung des Führers zu diesem Projekt herbeizuführen. So sattelte ich denn meinen Mercedes und fuhr zunächst zum Obstlt. v. Tippelskirch beim Wehrmachtsführungsstab, der aber ebenso wie der General Warlimont der Ansicht war, daß die Wehrmacht an dieser Sache wenig interessiert sei. So fuhr ich zum Führerhauptquartier weiter, wo ich mich nach den Adjutanten des Führers, Oberst Schmundt und Major Engel erkundigte, die aber beide nicht zu erreichen waren. Oberst Schmundt war mit dem Führer in einer Besprechung beim Generalfeldmarschall und Major Engel zum OKH unterwegs. Ich unterhielt mich kurze Zeit mit General d. Fl. Bodenschatz und wurde dann an General Jodl gewiesen, der die Sache aber auch von sich abzuwimmeln suchte und meinte, die Zuständigkeit des Ausw. Amtes sei gegeben. Im übrigen würde die Durchführung des Projektes an den Transportschwierigkeiten scheitern. Schließlich entdeckte ich Oberst Schmundt, und zu meiner großen Überraschung bat er sich die Aufzeichnung sofort aus, mit den Worten, das sei eine sehr wichtige und dringliche Angelegenheit, für die sich der Führer sehr interessiere. Er würde mir Nachricht geben. Froh, mich meines Auftrages entledigt zu haben, fuhr ich nach Hause.

15. Sept. 1941:

Ich interessierte mich für das Schicksal des Vorschlages des Reichsleiters und rief dementsprechend bei Oberst Schmundt an. Dieser verband mich mit Generalfeldmarschall Keitel, der mir mitteilte, daß der Führer befohlen habe, zunächst die Stellungnahme des Ausw. Amtes einzuholen. Ich rief also bei Hevel an, der aber durch Baron Steengracht vertreten wurde. Dieser verwies mich an Gesandten v. Rintelen, der mir erklärte, daß v. Ribbentrop sich noch nicht geäußert habe, sondern die Angelegenheit persönlich mit dem Führer besprechen wolle.

Mit der Besetzung Polens kam die größte Zahl von Juden in die Gewalt des deutschen Nationalsozialismus. Der oberste Nazi-Jurist, Dr. Hans Frank, wurde in Polen, das die Bezeichnung Generalgouvernement erhielt, als Statthalter eingesetzt. Der Reichsjuristenführer war damals 39 Jahre alt. Am 16. Dezember 1941 faßte Frank bei einer Regierungssitzung in Krakau den Standpunkt zur Judenfrage zusammen. In seinem Tagebuch ist darüber nachzulesen:

Mit den Juden — das will ich Ihnen auch ganz offen sagen — muß so oder so Schluß gemacht werden. Der Führer sprach einmal das Wort

aus: Wenn es der vereinigten Judenschaft wieder gelingen wird, einen Weltkrieg zu entfesseln, dann werden die Blutopfer nicht nur von den in den Krieg gehetzten Völkern gebracht werden, sondern dann wird der Jude in Europa sein Ende gefunden haben. Ich weiß, es wird an vielen Maßnahmen, die jetzt im Reich gegenüber den Juden getroffen werden, Kritik geübt. Bewußt wird — das geht aus den Stimmungsberichten hervor — immer wieder versucht, von Grausamkeit, von Härte usw. zu sprechen. Ich möchte Sie bitten, einigen Sie sich mit mir zunächst, bevor ich jetzt weiterspreche, auf die Formel: Mitleid wollen wir grundsätzlich nur mit dem deutschen Volk haben, sonst mit niemandem auf der Welt. Die anderen haben auch kein Mitleid mit uns gehabt. Ich muß als alter Nationalsozialist sagen: Wenn die Judensippschaft in Europa den Krieg überleben würde, wir aber unser bestes Blut für die Erhaltung Europas geopfert hätten, dann würde dieser Krieg doch nur einen Teilerfolg darstellen. Ich werde daher den Juden gegenüber grundsätzlich nur von der Erwartung ausgehen, daß sie verschwinden. Sie müssen weg. Ich habe Verhandlungen zu dem Zwecke angeknüpft, sie nach dem Osten abzuschieben. Im Januar findet über diese Frage eine große Besprechung in Berlin statt, zu der ich Herrn Staatssekretär Dr. Bühler entsenden werde. Diese Besprechung soll im Reichssicherheitshauptamt bei SS-Obergruppenführer Heydrich gehalten werden. Jedenfalls wird eine große jüdische Wanderung einsetzen.

Aber was soll mit den Juden geschehen? Glauben Sie, man wird sie im Ostland in Siedlungsdörfern unterbringen? Man hat uns in Berlin gesagt: weshalb macht man diese Scherereien; wir können im Ostland oder im Reichskommissariat auch nichts mit ihnen anfangen, *liquidiert sie selber!* Meine Herren, ich muß Sie bitten, sich gegen alle Mitleidserwägungen zu wappnen. Wir müssen die Juden vernichten, wo immer wir sie treffen und wo es irgend möglich ist, um das Gesamtgefüge des Reiches hier aufrecht zu erhalten. Das wird selbstverständlich mit Methoden geschehen, die anders sind als diejenigen, von denen Amtschef Dr. Hummel gesprochen hat. Auch die Richter der Sondergerichte können nicht dafür verantwortlich gemacht werden, denn das liegt eben nicht im Rahmen des Rechtsverfahrens. Man kann bisherige Anschauungen nicht auf solche gigantischen einmaligen Ereignisse übertragen. Jedenfalls müssen wir aber einen Weg finden, der zum Ziele führt, und ich mache mir darüber meine Gedanken.

Die Juden sind auch für uns außergewöhnlich schädliche Fresser. Wir haben im Generalgouvernement schätzungsweise 2,5, vielleicht mit den jüdisch Versippten und dem, was alles daran hängt, jetzt 3,5 Millionen Juden. Diese 3,5 Millionen Juden können wir nicht erschießen, wir können sie nicht vergiften, werden aber doch Eingriffe vornehmen können, die irgendwie zu einem Vernichtungserfolg führen, und zwar im Zusammenhang mit den vom Reich her zu besprechenden großen Maßnahmen. Das Generalgouvernement muß genauso judenfrei werden, wie es das Reich ist. Wo und wie das geschieht, ist eine Sache der Instanzen, die wir hier einsetzen und schaffen müssen und deren Wirksamkeit ich Ihnen rechtzeitig bekanntgeben werde.

Die angekündigte Besprechung hatte am 20. Januar 1942 in Wannsee bei Berlin stattgefunden. Die „Endlösung der Judenfrage“ — wie das Tarnwort für diese Vernichtungsaktion lautete — wurde nun offiziell. Im Tagebuch notiert Goebbels:

7. März 1942:

... Ich lese eine ausführliche Denkschrift des SD und der Polizei über die Endlösung der Judenfrage. Daraus ergeben sich eine Unmenge von neuen Gesichtspunkten. Die Judenfrage muß jetzt im gesamteuropäischen Rahmen gelöst werden. Es gibt in Europa noch über 11 Millionen Juden. Sie müssen später einmal zuerst im Osten konzentriert werden; eventuell kann man ihnen nach dem Kriege eine Insel, etwa Madagaskar, zuweisen. Jedenfalls wird es keine Ruhe in Europa geben, wenn nicht die Juden restlos aus dem europäischen Gebiet ausgeschaltet werden. Das ergibt eine Unmenge von außerordentlich delikaten Fragen. Was geschieht mit den Halbjuden, was geschieht mit den jüdisch Versippten, Verschwägerten, Verheirateten? Wir werden also hier noch einiges zu tun bekommen, und im Rahmen der Lösung dieses Problems werden sich gewiß auch noch eine ganze Menge von persönlichen Tragödien abspielen. Aber das ist unvermeidlich. Jetzt ist die Situation reif, die Judenfrage einer endgültigen Lösung zuzuführen. Spätere Generationen werden nicht mehr die Tatkraft und auch nicht mehr die Wachheit des Instinkts besitzen. Darum tun wir gut daran, hier radikal und konsequent vorzugehen. Was wir uns heute als Last aufbürden, wird für unsere Nachkommen ein Vorteil und ein Glück sein. —

Die in Wannsee gefaßten Beschlüsse hatten zur Folge, daß die „Endlösung der Judenfrage“ mit aller Gründlichkeit in Angriff genommen wurde. Sie stellte aber keineswegs den Anfang einer systematischen Tötung von Juden dar. Generalgouverneur Dr. Frank hat schon viel früher darüber gewitzelt. Eine Weihnachtsfeier, bei der er eine Ansprache an das Wachbataillon I in Krakau hielt, schien ihm einen geeigneten Anlaß für die „scherzhafte“ Behandlung dieses Themas zu bieten. In seinem Tagebuch steht unter dem Datum 19. Dezember 1940 darüber:

Der Herr Generalgouverneur nimmt an der Weihnachtsfeier des 1. Wachbataillons Krakau (I.R. 645) teil.

Der Herr Generalgouverneur richtet folgende Ansprache an die Soldaten des Wachbataillons:

... Und noch eins hat mir der Führer vor wenigen Tagen in vollem Ernst gesagt, daß das alte japanische Sprichwort seine Geltung behalten soll, das da lautet: Nach dem Siege bindet den Helm fester. Kameraden, wir werden niemals wieder ein schwaches Reich sein. Die Wehrmacht

wird die Krönung der Gemeinschaftserziehung darstellen. So, wie die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei die Krönung der sozialen, der politischen, der weltanschaulichen Führung ist, so wird auch die Wehrmacht der Inbegriff der Wehrerziehung, der stolzen und sauberen Haltung unseres Volkes sein. Und Ihr könnt sagen: Ihr seid als Soldaten dabei gewesen. Ich bin sehr glücklich über diese Stunde der Wehrmacht; denn sie verbindet uns alle. Von Euch hat der eine seine Mutter, seine Eltern, der andere seine Frau, seine Braut, seinen Bruder, seine Kinder zu Hause. Die werden nun in allen diesen Wochen an Euch denken und werden sich sagen: Mein Gott, da sitzt der nun drüben in Polen, wo es so viele Läuse und Juden gibt, vielleicht hungert und friert er, er getraut sich vielleicht nicht, zu schreiben. . . Da wäre es vielleicht ganz nett, wenn wir den Lieben zu Hause ein Bild schicken und ihnen sagen würden: Nun, es ist nicht mehr so schlimm mit den Läusen und den Juden, es ist hier im Generalgouvernement schon etwas anders und besser geworden. Freilich, in einem Jahre konnte ich weder sämtliche Läuse noch sämtliche Juden beseitigen (Heiterkeit). Aber im Laufe der Zeit und vor allem dann, wenn Ihr mir helft, wird sich das schon erreichen lassen. Es ist ja auch nicht notwendig, daß wir alles in einem Jahre und alles gleich tun, denn was hätten sonst diejenigen, die nach uns kommen, noch zu schaffen?

Frank scherzte nicht nur, er gab auch praktische Anweisungen. Die Juden sollten — wie schon vorher bei der Organisation von Deportationen und der Beschlagnahme ihres Vermögens — gezwungen werden, bei den Unterdrückungsmaßnahmen und schließlich bei den Vernichtungsaktionen mitzuhelfen. Auf Befehl der Nationalsozialisten mußten darum Ältestenräte und ähnliche Körperschaften gebildet werden. So wie in den Konzentrationslagern aus den Reihen der Häftlinge Blockälteste und Capos eingesetzt wurden, die den Terror der SS weitertragen sollten, geschah es auch bei der Aktion gegen die Juden.

Im Tagebuch Franks sind darüber folgende Ausführungen bei einer Polizeisitzung am 30. Mai 1940 zu lesen:

... Wie in Deutschland in politischen Sachen die Überwachung bei der politischen Polizei liegt, so muß auch die Überwachung der jüdischen Ältestenräte von der dafür vorhandenen Organisation, der Sicherheitspolizei und dem SD, vorgenommen werden. Es wäre Wahnsinn, wenn man eine andere Regelung treffen würde. Eine völlig andere Frage ist die Verwendung der jüdischen Ältestenräte bei der Herbeischaffung von Arbeitskräften. Daß hier ein weites Gebiet von Interessen besteht, ist klar. Hier muß eine Zentrale bestehen, und diese Zentrale ist nach der Verordnung über die Einführung des jüdischen Arbeitszwanges der

Höhere SS- und Polizeiführer. Hauptaufgabe der jüdischen Ältestenräte ist die Verwirklichung des jüdischen Arbeitszwanges. Weitere Aufgaben sind die Aussiedlung der Juden usw.

Recht interessant sind auch die Feststellungen Franks, die in der gleichen Tagebucheintragung nachgelesen werden können:

... Wer jetzt die Sehnsucht empfindet, aus dem Generalgouvernement herauszukommen, um auf anderen Teilen der Erdoberfläche sich zu betätigen, der mag ziehen. Wir halten keinen! Ich habe ausdrücklichen Befehl gegeben, daß keiner zwangsweise gehalten wird, der weg will...

Das Prinzip blieb dasselbe wie bei der „Euthanasie“-Aktion: Der Nationalsozialismus brauchte freiwillige Helfer für seine Mordaktionen. Nicht durch Druck wollte er die Leute dazu zwingen; er hatte den Ehrgeiz, sie davon zu überzeugen, daß die angeordneten Aktionen nützlich und für das deutsche Volk notwendig seien. Man könne darauf stolz sein, hart genug gewesen zu sein, um an einem so verdienstvollen Unternehmen, das geheim gehalten werden müsse, mitgewirkt zu haben.

Bei den Tötungen im Zeichen der „Euthanasie“ mögen es Hunderte gewesen sein, die so angeworben wurden. Bei der viel umfangreicheren „Endlösung der Judenfrage“ mußten viele Tausende zur Mitwirkung verpflichtet werden. Warum fanden sie sich zu einem Massenmord außerhalb jedes Gesetzes bereit? Wer waren diese Menschen? Wie sahen sie damals ihr Tun?

Ein kurzer Briefwechsel, den ein biederer deutscher Bürger — der Gendarmeriemeister Fritz Jacob — mit dem ihm persönlich bekannten Generalleutnant Querner geführt hat und der erhalten geblieben ist, mag darüber Auskunft geben.

Kamenetz Podolsk, den 5. 5. 42

Sehr verehrter Herr Generalleutnant.

Seit Monatsfrist befinde ich mich hier in K. Ich hatte schon lange die Absicht, Ihnen von mir ein Lebenszeichen zu geben, doch der Dienst nimmt kein Ende. Kein Wunder auch. Das Gebiet, was ich mit 23 Gendarmen und 500 Schutzmännern (Ukrainer) zu betreuen habe, ist so groß wie 1 Regierungsbezirk in Deutschland. Die meiste Arbeit machen mir die Schutzmänner, die Haderlumpen. Kein Wunder. Gestern Halb-Bolschewiken — und heute Träger des Ehrenkleides der Polizei. Es gibt aber auch tüchtige Kerle unter ihnen. Doch der Prozentsatz ist ge-

ring. In meiner Eigenschaft als Postenfürher bin ich Scharfrichter, Staatsanwalt, Richter usw.

Es wird natürlich gehörig aufgeräumt, insbesondere unter den Juden. Aber auch die Bevölkerung muß kurz gehalten werden. Es heißt gehörig aufpassen. Na, wir greifen zu. Um so schneller dürften wir wieder nach Hause kommen. Meine Angehörigen sind ganz unglücklich. Fast 2 Jahre in Ebersbach und nun hier im Osten an der rumänischen Grenze.

Zu meiner Verfügung habe ich auch 16 Pferde, natürlich auch Reitpferde. Die Pferde sind gehorsam und gleichen den Menschen. Was hat Stalin aus all diesen Lebewesen gemacht? Der Mensch gehorcht hier nur und bequemt sich zur Wahrheit, wenn er eine gehörige Tracht Prügel bezogen hat. Zu dieser so häßlichen Art muß man täglich mehrmals einschreiten. Das Pferd ist genau so. Es arbeitet, bis es umfällt. Was die Tiere leisten, kann man in Worten nicht ausdrücken. Hier im Lande der tatsächlich schwarzen Erde versinkt man bis an die Waten. Natürlich auch wirtschaftliche Belange aller Art, Bauhaben usw. gehören mit zu meinen Dienstgeschäften. Man wundert sich manchmal, daß das so ein kleiner Kopf mit 53,5 alles schaffen kann. Mein persönlicher Ehrgeiz schafft es aber. Da man als Postenfürher immerhin eine Persönlichkeit darstellt, sind auch gesellschaftliche Verpflichtungen zu erledigen. Meistens paßt das nicht in meinen Streifen, da ich abends wie gefoltet bin. Aber auch das wird geschafft. Ich habe eine nette Wohnung in einem früheren Kinderheim (Asyl). Ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, mit allem, was dazu gehört. Es fehlt einfach nichts. Natürlich aber die Frau und die Kinder. Sie werden mich am besten verstehen. Mein Dieter und die kleine Line schreiben mir sehr oft nach ihrer Art. Es könnte einem manchmal das Heulen ankommen. Es ist nicht gut, wenn man ein so großer Kinderfreund ist, wie ich es war. Hoffentlich hat der Krieg und damit aber auch die Dienstzeit im Osten bald ein Ende. Meine unmittelbaren Vorgesetzten sind: Kdr. d. Gend. Rohse und Oberstleutnant Dressler.

Beide Herren habe ich noch nicht kennengelernt.

Ich habe hier tüchtig mit beiden Ellenbogen arbeiten müssen, und muß es noch tun. In Brest haben wir Bez.-Offz.-Anwärter darum gebeten, daß wir bestimmungsgemäß an verantwortlicher Stelle eingesetzt werden. Unserem Wunsche kam man auch nach. Nun galt es den bisherigen Postenfürher abzusagen. Letzterer kann mir das Wasser nicht reichen und trotzdem leistet er Widerstand. Gegenwärtig macht er krank und schreibt Rückversetzungsgesuche. Na, seine suggestive Diagnose ist erkannt und er wird sich tüchtig in den Finger schneiden.

Sehr verehrter Herr Generalleutnant. Ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn auch Sie mir einmal schreiben würden. Man ist hier so einsam und verlassen und jede Nachricht aus der Heimat tut so wohl.

Bitte grüßen Sie Ihre werte Familie recht herzlich von mir.

Ich gestatte mir, Sie Herr Generalleutnant, recht herzlichst zu grüßen und verbleibe mit

Heil Hitler

J a c o b

Meister der Gendarmerie

Herrn
Meister der Gend. Jacob
Gend. Posten Kamenetz-Podolsk
Postleitstelle Lemberg II— Ukraine —

Lieber Jacob!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief v. 5. v. Mts. Ich habe mit Interesse von Ihren Ausführungen Kenntnis genommen und mich sehr gefreut, daß Sie dort so tüchtig arbeiten. Daß Sie wieder auf's Pferd kommen, freut mich ganz besonders. Ich selbst habe auch seit einiger Zeit wieder angefangen, so oft wie ich kann zu reiten. Ich hatte mir im Vorjahr einen Berberhengst (Schimmel) aus den Beutebeständen der Wehrmacht gekauft. Das Pferd hat sich ausgezeichnet gemacht und erregt die Bewunderung aller Fachleute.

Daß Sie Ihre Frau und Kinder vermissen, kann ich verstehen. Wir müssen aber im Kriege als Männer hart sein und vor allem mit uns selbst.

Meiner Familie geht es Gott sei Dank gut. Ihre Freundin Christa wird nun schon in diesem Dezember 20 Jahre. Sie ist in einer Hamburger Apotheke tätig. Sie hat sich als Beruf den einer Apothekerin gewählt.

Der Tommy macht uns viel zu schaffen hier oben. Unsere Stimmung kann er aber in keinem Fall beeinflussen.

Bitte grüßen Sie Ihre Familie, falls Sie einmal nach Hause schreiben. Mit den besten Grüßen auch von meiner Frau und meinen Mädels bin ich mit

Heil Hitler! Ihr Q.

Kamenetz Podolsk, den 21. Juni 1942

An den Herrn Generalleutnant Querner.

Ich habe Ursache Ihren werten Brief vom 10. 6. 42 sofort zu beantworten. Einmal vergaß ich Ihren Geburtstag, worauf mich meine Frau aufmerksam machte und ein andermal war meine Freude bei Erhalt Ihres Briefes sehr groß. Es tut so wohl, wenn man in der Fremde, ganz allein als Sachse, von einem Bekannten eine Nachricht bekommt.

Entschuldigen Sie bitte mein Versäumnis, Herr Generalleutnant. Nehmen Sie nachträglichst zu Ihrem Geburtstage (sollte es der 50. sein?) die herzlichsten Glückwünsche entgegen. Ich wünsche Ihnen alles Gute, insbesondere Gesundheit für Sie persönlich und auch für Ihre werten Angehörigen.

Ich stelle mir im Geiste Ihren Berberhengst vor. Muß das ein herrliches Tier sein. Möchte da Ihre Frau Gemahlin nicht auch einmal auf diesen edlen Rücken? Ich möchte Sie fast beneiden. Unsere Gäule sind im allgemeinen Misch-Masch, ähnlich wie die einheimische Bevölkerung. Über eines habe ich mich allerdings bisher gewundert, und zwar ist nicht ein Verbrecher dabei. Desgl. auch, daß man von den Pferden alles verlangen kann. Sie arbeiten bis sie umfallen und sind genügsam.

Ich danke Ihnen für Ihre Mahnung. Sie haben sehr recht. Wir Männer des neuen Deutschlands müssen hart mit uns selbst sein, auch wenn es sich um eine längere Trennung von der Familie handelt. Gilt es doch jetzt, endlich einmal mit den Kriegsverbrechern ein für allemal

abzurechnen, um für unsere Nachkommen ein schöneres und ewiges Deutschland zu bauen. Wir schlafen hier nicht. Wöchentlich 3 — 4 Aktionen. Einmal Zigeuner und ein andermal Juden, Partisanen und sonstiges Gesindel. Schön ist, daß wir jetzt eine SD-Außenstelle hier haben, mit der ich ausgezeichnet arbeite. War doch vor 8 Tagen 1 ukrainischer Schutzmann auf bestialische Art ermordet worden. Grund: er hatte die Juden auf einem Minenfeld zur Arbeit angetrieben. Die Juden verbanden sich mit Partisanen und ermordeten den Schutzmann. Außerdem sollten 20 ungarische Soldaten, die die Arbeit auf dem Minenfeld fachlich leiteten, mit umgebracht werden. Obwohl die rumänische und Protektoratsgrenze für die Verbrecher günstig waren, gelang es durch rasches Zupacken alle 4 Täter zu ermitteln. In Verbindung damit wurden 50 Personen noch am gleichen Abend erschossen. Wir üben hier keine wilde Justiz. Dort aber, wo die Handlung eine unmittelbare Sühne erfordert, stellt man die Verbindung mit dem SD her und das gerechte Gericht setzt sofort ein. Auf dem Wege der ordentlichen Gerichtsbarkeit wäre es nicht möglich eine ganze Familie auszurotten, wenn nur der Vater der Täter ist . . .

Ich weiß nicht, ob Sie Herr Generalleutnant, in Polen auch solche schreckliche Gestalten von Juden gesehen haben. Ich danke dem Schicksal, daß ich diese Mischrasse so sah, wie den Menschen in jüngster Zeit. Man kann dann, soweit einem das Schicksal dazu noch hold ist, seinen Kindern etwas mit auf den Weg geben. Venerische, Krüppel und Blöde waren das charakteristische. Aber das eine war wahrnehmbar: Trotzdem Materialist bis zur letzten Sekunde. Worte, wie: „Sei 'mer Spezialisten, werd'n sie uns schieß'n nicht tot“ waren bei jeden Einzelnen vernehmbar. Es waren keine Menschen, sondern Affenmenschen.

Nun, wir haben von den hier allein in Kamenetz Podolsk lebenden Jüdlein nur noch einen verschwindenden 0/0-Satz von den 24.000. Die in den Rayons lebenden Jüdlein gehören ebenfalls zu unserer engeren Kundschaft. Wir machen Bahn ohne Gewissensbisse und dann: . . . „die Wellen schlagen zu, die Welt hat Ruh“.

Und nun meine Freundin. Sie hat den Beruf einer Apothekerin gewählt. Ich wollte, ich käme einmal nach Hamburg in eine bestimmte Apotheke, um mir für 5 Pfennig saure Drops zu kaufen. Ich weiß nicht wie mich der kleine Dittsch von damals empfangen würde. Vielleicht würde er mich gehörig an die Tür setzen und sagen: „Sie alter verschimmelter Esel.“

Ich glaube gern, daß Ihnen allen der Tommy viel zu schaffen macht. Aber, auch sein Pulver wird einmal alle werden. Ich finde es überraschend, daß Sie trotz der persönlichen Verluste erklären, daß er die Stimmung nicht beeinflussen kann. Wir alle wünschen uns, daß diese vormalige nordische Rasse mit Stumpf und Stil in den Wellen verschwinden möge.

Herr Generalleutnant, entschuldigen Sie bitte mein elementares Geschwätz. Ich war aber mitten drin, und da läßt sich der „Jacob Fritze“ noch genau so gehen, wie einst.

Eine Bitte habe ich noch, Herr Generalleutnant. Bitte schreiben Sie

mir ab und zu. Es tut so wohl, wenn man von der Heimat eine liebe Nachricht bekommt. Damit ich nicht vergesse: Heute schrieb mir Herr Bez. Ltnt. Sofka, daß er im Kreis Zittau als Kreisführer eingesetzt worden ist. Ich beneide ihn . . . —

Gestatten Sie, Herr Generalleutnant, daß ich Ihnen, sowie Ihrer werthen Familie, die herzlichsten Grüße aus weiter Ferne entbiete.

Heil Hitler

J a c o b

Meister der Gendarmerie

Geradezu idyllisch muten die Darstellungen an, in die kurze, forsche Andeutungen über Massenmorde eingefügt sind.

Auch eine andere, wesentlich ausführlichere Schilderung ist in ein Idyll eingebettet. Ein SS-Hauptscharführer mit dem Namen Felix Landau hat einige Wochen hindurch ein Tagebuch geführt. Es zeigt ihn recht deutlich, wie er damals war, was er tat und was er fühlte. Dieses Bild bedarf jedoch der Vervollständigung.

Landau wurde als uneheliches Kind im Jahre 1910 in Wien geboren. Als Felix ein Jahr alt war, heiratete seine Mutter. Sein Stiefvater, der Felix später auch adoptiert hat, war der Privatbeamte Jakob Landau, ein Jude. Er starb im Jahr 1919, und die alleinstehende Mutter gab ihren Sohn in ein Internat eines katholischen Laienordens. Nach Absolvierung der Grundschule wurde er als Kunstmöbeltischler ausgebildet. Später besuchte er noch Abendkurse einer Gewerbeschule, legte als Zwanzigjähriger erfolgreich die Abschlußprüfung ab und wurde Innenarchitekt.

Bereits während seiner Lehrlingszeit war Felix Landau der Hitler-Jugend beigetreten. Wegen seiner Werbetätigkeit für diese Organisation mußte er das Internat verlassen. Im März 1931 wurde er Mitglied der NSDAP, und im April 1934 trat er der damals bereits illegalen SS bei. Als die Nationalsozialisten in Österreich am 25. Juli dieses Jahres einen Putsch versuchten, in das Bundeskanzleramt eindringen und Dollfuß ermordeten, war Landau mit dabei. Seine Aufgabe bei dieser Aktion war es, Regierungsbeamte mit seiner Maschinenpistole im Schach zu halten. Der Putsch scheiterte, Hitler ließ die Putschisten wegen der drohenden Haltung Mussolinis fallen; sie wurden verhaftet. Als Minderbeteiligter wurde Landau in

das Lager Wöllersorf eingeliefert, wo er bis zum Februar 1937 festgehalten wurde. In dieser Zeit ist ihm als Anerkennung für seine Beteiligung am Überfall auf das Bundeskanzleramt der „Blutorden“ verliehen worden. Auch wurde er damals zum SS-Hauptscharführer befördert. Freigelassen, betätigte er sich sofort wieder für seine Partei. Als er wegen Mitwirkung an einer Propagandaaktion mit einer neuerlichen Festnahme rechnen mußte, wählte er einen Ausweg, den damals viele illegale Nazi in Österreich eingeschlagen haben: Er flüchtete Anfang April 1937 nach Deutschland.

Dort bewarb er sich um die Einstellung in die Kriminalpolizei und wurde außerplanmäßiger Kriminalassistent. Im Zuge der Vorbereitung des Einmarsches nach Österreich wurde Landau — so wie zahlreiche andere nach Deutschland geflohene österreichische Nazi — am 9. März 1938 in die Gestapo übernommen. In dieser Funktion nahm er an der Besetzung Österreichs teil. Zu seinem Aufgabenbereich gehörte nun die Sicherstellung jüdischen Vermögens.

Da Landau in seinem Tagebuch auch über seine persönlichen Beziehungen schreibt, muß deren Vorgeschichte erwähnt werden. Am 16. März 1938 heiratete er in Österreich eine Sekretärin, mit der er längere Zeit verlobt gewesen war. Das Ehepaar quartierte sich in der Villa eines jüdischen Geschäftsmannes ein. Sehr bald kamen zwei Kinder zur Welt.

Im April 1940 wurde Felix Landau zum Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD nach Radom in Polen versetzt. Dort lernte er eine zwanzigjährige Stenotypistin namens Gertrude Segel kennen, die mit einem Wehrmichtsangehörigen verlobt war. Die Segel erklärte sich zwar auf das stürmische Drängen Landaus hin bereit, diese Verlobung zu lösen; als Landau aber erfahren mußte, daß seine Geliebte sich dennoch mit ihrem Verlobten traf, meldet er sich am 30. Juni 1941 freiwillig zu einem Einsatzkommando der SS.

Damals, und in einer entsprechenden Stimmung, begann Felix Landau sein Tagebuch zu schreiben. In diesen Kriegsjahren dürften ähnliche Gefühle wohl in manchem Tagebuch ihren Niederschlag gefunden haben. Aber Landau beschrieb nicht nur sie, er schilderte auch seine Tätigkeit beim Einsatzkommando,

zuerst in Lemberg und dann in Drohobycz. Die Gefühle eines dreißigjährigen Verliebten und die Handlungen eines SS-Hauptscharführers in einem Einsatzkommando werden im Tagebuch nebeneinander festgehalten. Eben dieses Nebeneinander soll erhalten bleiben. Darum wurde auf Kürzungen verzichtet. Der Mensch, der damals, unmittelbar nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion, in Galizien in Aktion getreten ist, und seine Umgebung sollen so deutlich wie nur möglich sichtbar werden.

Lemberg, den 3. Juli 1941

Am Montag, den 30. 6. 1941, nach einer schlaflosen Nacht meldete ich mich freiwillig aus verschiedenen Gründen zu einer EK. Um 9 Uhr erfuhr ich nun, daß ich an dieser EK teilzunehmen habe. Der Abschied fiel mir nicht leicht, denn plötzlich hatte sich alles in mir geändert. Schon meinte ich über etwas Bestimmtes nicht mehr hinwegkommen zu können, da fühlte ich, wie sehr man an einem Menschen hängen kann. Die Abfahrt wurde wie gewöhnlich einige Male verschoben, aber um 17 Uhr ging es nun tatsächlich ab. Noch einmal halten wir, und ich sehe noch einmal einen mir so lieb gewordenen Menschen. Es geht weiter! Um 22 Uhr kamen wir dann endlich in Krakau an. Die Unterbringung war gut. Die ganzen Bequemlichkeiten fallen weg. Man kann, wenn man will, tatsächlich in wenigen Stunden Soldat werden. Dann geht es durch Przemysl. Hier brennt es noch, auf der Straße treffen wir zerschossene deutsche und russische Panzerwagen. Das erste Mal sehe ich zweistöckige russische Panzerwagen. Nach kurzer Rast geht es weiter Richtung Millnicse. Nun sieht man immer deutlicher, daß hier die Truppen noch nicht lange durch sind. Wir treffen krepierete Pferde, auf der Fahrbahn stehen noch die Panzer und Zugwagen. Wir sahen die ersten deutschen und russischen Soldatengräber. Um 21.30 Uhr, am 1. 7. 1941 kommen wir nun in M. an. Nun stehen wir ziel- und planlos herum. Wir nahmen Quartier in einer russischen Militärschule. Auch hier brennt es noch. Um 23 Uhr kommen wir nun tatsächlich zum Schlafen. Ich habe mein Bett aufgeschlagen und aufs Ohr gelegt. Natürlich habe ich mich erkundigt, ob man Briefe absenden kann, leider nicht. Um 6 Uhr den 2. 7. 1941 soll nun Wecken sein. Am 2. 7. 1941 um 10.10 Uhr ist nun endlich Abfahrt. Immer näher kommen wir an die Front. Bei brennenden Häusern stehen Frauen und Kinder und kramen im Schutte herum. Unterwegs treffen wir noch ukrainische Soldaten. Es riecht nach verwesenen Leichen, immer weiter und weiter den Russen entgegen. Am 2. 7. 1941 um 16 Uhr kamen wir in Lemberg an.

Warschau ist harmlos dagegen, das ist der erste Eindruck. Kurz nach der Ankunft werden von uns die ersten Juden erschossen. Wie gewöhnlich werden einige neuzeitliche Führer größtenwahnsinnige Menschen, bilden sich wirklich ein, das zu sein, was sie scheinen. Wir haben wie-

der in einer Militärschule der Bolschewisten Quartier bezogen. Hier müssen die Russen schlafend angetroffen worden sein, wir suchen uns kurz die Sachen zusammen, die wir unbedingt benötigen. Um 24 Uhr kommen wir dann, nachdem die Juden das Gebäude gereinigt hatten, zum Schlafen.

Am 3. 7. 1941. Heute morgens erfuhr ich, daß wir schreiben können und die Aussicht besteht, daß auch die Post tatsächlich befördert wird. Bei einer wahnsinnig sinnlichen Musik schreibe ich nun meinen ersten Brief an meine Trude. Während ich den Brief schreibe, heißt es auch schon fertig machen. EK mit Stahlhelm und Karabiner, 30 Schuß Munition. Eben kehren wir zurück. 500 Juden standen zum Erschießen angetreten. Vorher besichtigten wir noch die ermordeten deutschen Flieger und Ukrainer. 800 Menschen wurden hier in Lemberg ermordet. Auch von Kindern schreckten diese Lumpen nicht zurück. Im Kinderheim waren diese an die Wände angenagelt. Ein Gefängnis zum Teil zugenaagelt. Heute tauchte nun ein Gerücht wieder auf, wonach wir wieder nach Radom zurückkehren sollen. Ehrlich gestanden, ich wäre glücklich, um meine Lieben wiederzusehen, sie sind mir mehr, als ich mir je eingestehen wollte. Es ist nun nicht zur Exekution gekommen, dafür haben wir heute Alarmbereitschaft und nachts soll es nun losgehen. Die Stimmung ist ziemlich fortgeschritten. In diesem Durcheinander habe ich nun meine Aufzeichnungen geschrieben. Es liegt mir wenig, wehrlose Menschen, wenn es auch nur Juden sind, zu erschießen. Lieber ist mir der ehrliche, offene Kampf. Nun gute Nacht mein liebes Hasi.

5. 7. 1941. 11 Uhr vormittags. Wunderbare Musik, „hörst Du mein heimliches Rufen“. Wie weich kann da nur ein Herz werden. Stark sind meine Gedanken bei einem Menschen um derentwillen ich freiwillig nach hier gefahren bin. Was gebe ich dafür, wenn ich sie auch nur 10 Minuten sehen könnte. Diese Nacht von gestern auf heute habe ich durchgewacht. Ausgesprochen Posten gebrannt. Ein kleiner Zwischenfall zeigte mir den ganzen Fanatismus dieser Menschen, ein Pole leistet Widerstand, er will bei dieser Gelegenheit einem Kameraden den Karabiner aus der Hand reißen, was ihm aber nicht ganz gelungen ist. Wenige Sekunden später das Krachen von einigen Schüssen und es war einmal. Wenige Minuten später wird nach einer kurzen Vernehmung ein zweiter dazu gelegt. Eben löse ich den Posten ab, ein Kommando meldet, daß wenige Straßen von uns ein Wehrmachtsposten erschossen aufgefunden worden ist.

Eine Stunde später um 5 Uhr morgens werden weitere 32 Polen der Intelligenz- und Widerstandsbewegung, nachdem sie ihr Grab geschaufelt haben, ungefähr 200 Meter von unserem Wohngebäude erschossen. Einer wollte nicht und nicht sterben, schon lag die erste Sandschicht auf dem ersten Erschossenen, da hebt sich aus dem Sandhaufen eine Hand und winkt und zeigt nach einer Stelle, vermutlich seinem Herzen. Noch ein paar Schüsse knallten, da ruft jemand und zwar der Pole selbst, schießt schneller. Was ist der Mensch? Heute haben wir Aussicht,

das erste Mal ein warmes Essen zu bekommen. RM 10.—, erhielten wir, damit wir uns einige notwendige Kleinigkeiten kaufen können. Ich habe mir eine Peitsche um RM 2.— gekauft. Überall der Leichengeruch, wo man an verbrannten Häusern vorbei kommt. Die Zeit ist ausgefüllt mit Schlafen. Im Laufe des Nachmittags wurden nun noch ungefähr 300 Juden und Polen umgelegt. Abends fuhren wir nochmals flüchtig auf eine Stunde in die Stadt. Hier erlebten wir Dinge, die man kaum schildern kann. Wir fuhren an einem Gefangenenhaus vorbei, daß hier auch gemordet wurde, sah man schon einige Straßen weit. Wir wollten es besichtigen, doch hatten wir keine Gasmasken bei uns, so war es unmöglich, die Kellerräume und Zellen zu betreten. Dann ging es wieder unserem Quartier zu. An einer Straßenecke sahen wir einige Juden über und über mit Sand bedeckt. Einer blickte den anderen an. Alle hatten das gleiche vermutet. Der Jude ist aus dem Grab der Erschossenen gekrochen. Wir hielten den schwankenden Juden an. Unsere Vermutung war nicht richtig. Bei der ehemaligen GPU-Zitadelle hatten die Ukrainer Juden hingebacht, die der GPU bei der Verfolgung von Ukrainern und Deutschen behilflich gewesen sein sollen. 800 Juden hatte man dort zusammengetrieben. Auch diese sollten morgen von uns erschossen werden. Diese hatte man nun frei gelassen. Wir fuhren weiter die Straße entlang. Hunderte von Juden mit blutüberströmten Gesichtern, Löchern in den Köpfen, gebrochenen Händen und heraushängenden Augen, laufen die Straße entlang. Einige blutüberströmte Juden tragen andere, die zusammengebrochen sind. Wir fuhren zur Zitadelle, dort sahen wir Dinge, die bestimmt noch selten jemand gesehen hat. Am Eingang der Zitadelle stehen Soldaten mit faustdicken Knüppeln und schlagen hin, wo sie treffen. Am Eingang drängen die Juden heraus, daher liegen Reihen von Juden übereinander wie Schweine und wimmern sondergleichen und immer wieder traben die hochkommenen Juden blutüberströmt davon. Wir blieben stehen und sehen noch, wer das Kommando führt. „Niemand“. Irgend jemand hat die Juden freigelassen. Aus Wut und Haßgefühl heraus nun werden die Juden getroffen. Nichts dagegen, nur sollten sie die Juden in diesem Zustand nicht herumlaufen lassen. Anschließend erfahren wir von den dort stehenden Soldaten, daß sie eben Kameraden und zwar Flieger in einem Lazarett hier in Lemberg besucht hätten und gesehen haben, wie man diese bestialisch zugerichtet hatte. Man hatte ihm von den Fingern die Nägel heruntergerissen, Ohren abgeschnitten und auch Augen ausgestochen, das war der Grund ihrer Handlungsweise. Durchaus verständlich. Für heute ist nun unsere Beschäftigung zu Ende. Die Kameradschaft vorläufig noch gut. Im Radio wieder wahnsinnige, schöne, sinnliche Musik und meine Sehnsucht wächst und wächst nach Dir. Nach einem Menschen, der mir so weh getan hat. Unsere Hoffnung ist erstens weg von hier und ein Großteil würde auch gerne wieder in Radom sein. Ich bin jedenfalls, wie auch viele andere Kameraden, von diesem Einsatz enttäuscht. Meiner Ansicht nach zu wenig Kampf, daher diese miese Stimmung.

Lemberg, den 6. 7. 1941. Ich habe eine furchtbare Nacht hinter mir. Wie kann nur ein Traum so wahr und ausdrucksvoll wie die Wirklichkeit sein. Die ganze Warschauer Angelegenheit, um derentwillen ich eigentlich hier bin, stand in einer Deutlichkeit vor meinen Augen, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ich bin wieder seelisch gebrochen wie damals. Ich fühlte, daß ich etwas nie mehr zustande bringen werde, über etwas hinwegsehen und vergessen, was ich erleben mußte. Wenn ich mit T. nicht zusammentreffe in allernächster Zeit, dann werde ich das machen und ausführen, was ich wollte. Kein Mensch wird mich daran hindern. Meine Stimmung ist verheerend. Ich muß nach Radom kommen, so oder so. Heute gelang es mir wieder, einen Brief an meine Trude schicken zu können. Schön war er nicht, doch zeigte er all meine Niedergeschlagenheit auf. Ich konnte nicht anders. Jetzt habe ich schon wieder mehr Hoffnung auf ein Wiedersehen. Heute Nachmittag erfuhren wir, daß das Kommando Radom am Montag, 8. 7. 1941 nach einer Industriestadt Drohobycz kommt, ein leichtes Aufatmen ging durch unsere Reihen. Für die Dauer wäre das auch ein unmögliches Zusammenarbeiten geworden. Gearbeitet haben wir so viel wie nichts. Vier Kraftwagen hat man uns von unserem E.K. abgeknöpft. Wir haben einige neue Telefongeräte und Gasmasken russischer Herkunft gefunden, die wir uns mitnahmen. An unserem neuen Standort soll nun Gottseidank etwas los sein. Ich melde mich noch heute für gefährliche Sonderaufträge. Sollten wir dort bleiben müssen, werde ich alles in Bewegung setzen, daß Trude hieher kommt. Um 8 Uhr war Wecken. Wir schlafen so lange, daß der Tag kürzer wird. Wieder einmal eine Beschäftigung. Heute war ich nun das x-te Mal in der Stadt und suchte ein Papiergeschäft, nun ist es mir tatsächlich gelungen, eines zu finden. Papiergeschäfte sind seit jeher meine Leidenschaft gewesen. Natürlich habe ich dort alles umgekrant und auch etwas Brauchbares gefunden. Briefpapiere wie wir es in der Heimat kennen, gibt es hier nicht. Aber ich habe endlich Briefumschläge und brauche jetzt nicht mehr herumzubetteln. Ein schönes großes Reißzeug habe ich mir auch um 32 Rubel (3.80 RM) gekauft. Also morgen um 8 Uhr früh geht es nun endlich weiter nach Drohobycz. Wie uns mitgeteilt wurde, ist das Gebiet zum Teil von Russen besetzt. Es freut mich endlich etwas mehr nach voran zu kommen. Morgen geht auch noch Post nach Krakau und Lublin, wo sie weitergeleitet wird. Da kann ich noch rasch meiner kleinen Trude schreiben. Alle anderen Frauen sind für mich schon lange in meinem Herzen gestorben. Ich weiß eigentlich selbst nicht, wie das kam. Heute Vormittag berichtet eine Sondermeldung die Kapitulation von wieder 52.000 Russen. In kaum weiteren 14 Tagen vermute ich die Revolution in Rußland. Moskau ist bis dorthin bestimmt schon gefallen. Heute abend feiern nun noch mit unseren „Kameraden“ aus Krakau Kameradschaftsabend.

Drohobycz, 7. 7. 1941. Der Kameradschaftsabend war um 6.30 früh beendet. Zwischenfälle gab es keine. Meine beiden Kameraden holte ich um ungefähr um 24.30 Uhr ab und dann gingen wir gemeinsam auf

unsere Bude, um dort die letzte Nacht zu verbringen. Unser Gepäck hat merklich zugenommen. Oberführer Schönrad ist der Leiter der E.K., Sturmbannführer Röck ist mit der Führung beauftragt. Um 8 Uhr sollte nun der Abmarsch beginnen und um 10 Uhr war es dann endlich nach langen Streitereien so weit. Die Krakauer sind fast durchwegs große Schleimscheißer. Weiter ging es eine ziemlich lange Straße zurück, von dort, wo wir gekommen waren. Das Gefangenhaus, in dem Hunderte Menschen gemordet wurden, rochen wir schon einige Straßen vorher. Vor allen Geschäften stehen hunderte von Menschen, um irgendwelche Lebensmittel zu erhalten. Unterwegs wurden zwei Juden angehalten. Sie erzählten, daß sie von der russischen Armee geflüchtet waren, ihre Angabe war ziemlich unglaublich, sechs Mann sitzen von uns ab, laden durch und in der nächsten Minute sind beide tot. Der eine Jude, ein Ingenieur ruft noch, als das Kommando „Legt an“, gegeben wird, „es lebe Deutschland“. Eigentümlich, daß waren meine Gedanken. Mit welchen Plänen in dem Kopf mag wohl dieser Jude geflüchtet sein. Um 16 Uhr kamen wir nun an unserem Bestimmungsort an. Wir werden in einige Truppen eingeteilt, um Quartier für alle Kameraden zu suchen. Wir finden fast drei unbewohnte, neue Häuser, überall Bad, ehemalige KP-Funktionäre-Wohnungen. Jedenfalls haben wir bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß die Ukrainer ganz schön geplündert haben. Sie fühlten sich augenblicklich hier noch voll und ganz Alleinherrscher. Hier wird es noch eine gewaltige Auseinandersetzung geben, das bleibt auf keinen Fall aus. Noch etwas Interessantes konnte ich feststellen. Radioapparate gibt es hier noch sehr wenige, dagegen gibt es in fast jeder Wohnung einen Lautsprecher. Dieser kann laut und leise eingestellt werden und nach Belieben abgeschaltet werden. Hier braucht man also kein Gesetz „Abhören ausländischer Sender“ zu schaffen. In diesem Fall erübrigt sich das. Ich habe so das bestimmte Gefühl, daß wir nach Radom nie wieder zurückkommen werden. Mein kleines Trudchen muß daher herauskommen. Wir haben für einige Tage ein jüdisches Hotel belegt und besetzt. Ich habe, nachdem ich einen riesigen Hunger habe, gleich die Küche „mitbesichtigt“ und auch eine Kleinigkeit für meinen Magen gefunden. Die Quartiere sind sehr, sehr mäßig und Wanzen gibt es in Hülle und Fülle. Nun muß ich schließen, denn ich muß nun Posten aufziehen. Um 1 Uhr morgens werde ich abgelöst. Mein liebes Trudchen, gute Nacht.

8. 7. 1941. Heute war wieder einmal ein wüstes hin- und her. Der Ortskommandant erklärt, daß unsere Anwesenheit zu Unrecht bestünde und wir keinerlei Tätigkeit zu erwarten hätten. Nette Sache. Nachmittags fuhr unser Hauptsturmführer zum Generalkommando um die Lage zu klären. Die Aufklärung lautet, Mißverständnis von seiten des Ortskommandanten. Alles wieder in Ordnung. Ich glaube aber, daß eine Verbindung und ein Zusammenarbeiten mit der Wehrmacht fast unmöglich sein wird. Auf einem Anschlag des Ortskommandanten stand folgendes zum Schluß: „Die Juden stehen unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht.“ Jedes weitere Kommentar erübrigt sich dafür.

Gegen mittags zogen wir nun in ein neues Quartier, eine ehem. Soldatenschule der KP. Ich soll in Wirtschaftssachen und gleichzeitig „Pferdesachen“ arbeiten. Im Stall fand ich drei niedliche Ponnys vor. Eigentlich eine ganze Familie, Hengst, Stute und Fohlen. Ein kleiner Ponywagen und ebenso ein Sattel, komplettes Pferdegeschirr und Sattel ist auch dabei. Sind doch die Menschen eigentümlich. Als ich meine Wache antrat, standen drei so häßliche und schmutzige Weiber, die ehemaligen Hotelmädchen im Flur und guckten mich darauf an. Da kommt nun ein Dolmetscher zu uns und spricht mit diesen. Eine dieser „Weiber“ fragt nun, ob ich nicht mit ihr ins Bett gehen wollte. Wahnsinnig ist doch dieses Sauvolk. Natürlich drängen sich nun umso mehr die anderen. Ich rechnete stark damit, daß sie zu einem ins Bett kriechen werde, doch kam sie Gottseidank zu niemanden. Ansonsten wäre bei der Kontrolle der Zimmer alles aufgefliegen. Abends hatten wir nun noch einen Kameradschaftsabend. Beim Abendessen wollten mich einige Kameraden mit einigen Weibern des Hotels, Kellnerinnen mit in die Wohnung nehmen. Ich lehnte kurzerhand ab. Es waren beide sehr enttäuscht. Ich will und könnte auch nicht. Ich bin zu viel bei meiner Trude. Auch beim Kameradschaftsabend kam ich nicht und nicht los von ihr. Ich habe solche Sorge um sie. Wer weiß, ob sie noch an mich denkt. Noch immer keine Zeile von ihr erhalten, und wer weiß, ob sie meine Post erhielt.

9. 7. 1941. Heute gibt es wieder Überraschungen. Morgens kam ein Brief an, von der Ortskommandantur. In einem unfreundlichen Tone wurde uns mitgeteilt, daß unsere Arbeit sich lediglich auf Durchsicht von Schriften zu beschränken habe. Man erklärte uns außerdem, daß wir auch nichts beim jüdischen Ältestenrat zu fragen haben. Wie vorausgeahnt, ein unmögliches Verhältnis. Arbeit gäbe es in Hülle und Fülle, nun muß ich noch Judengeneral spielen. Habe heute eine Droschke und dazu gehörendes Pferdegeschirr organisiert, trotz Verbot. Heute gab es Faßbier, konnten wir uns um RM 1.— eine Flasche Sekt kaufen. Wenn ich nur erst von meiner Trude Post hätte. Tagsüber, wenn ich in der Arbeit vergraben bin, geht es ja, aber in der Nacht des alleinseins und der Untätigkeit ist es glatt zu verzweifeln. Gute Nacht Trudchen und denke etwas an deinen Lexi.

10. 7. 1941. Der Kameradschaftsabend hat nun für mich um 2.00 Uhr früh gedauert, ich wollte mich einmal so richtig voll trinken, um manches leichter und für kurze Zeit vergessen zu können. Leider vergebens. Bei 10 Liter Bier und noch einigen Schnäpsen, sowie einen Liter Rotwein habe ich heruntergegossen, doch blieb leider die Wirkung aus. Den nächsten Tag hatte ich einen Schädel, als würde jemand den ganzen Tag mit einem Vorschlaghammer herumgeklopft haben. Heute wurde die Einteilung der verschiedenen Referate vorgenommen. Ich arbeite mit einem Kameraden des SD [Name unleserlich] zusammen, Abt. II, Wirtschaft. Außerdem wurde ich offiziell zum Judengeneral eingesetzt. Zwei Militärwagen habe ich wieder für die Dienststelle requiriert.

Andere haben das bereits für ihre eigenen Taschen gemacht. Dazu habe ich keine Zeit. Nur eine anständige Wohnung wollte ich noch. Die Streitereien mit der Wehrmacht gehen weiter. Der hier maßgebende Major dürfte ein Staatsfeind ärgster Sorte sein. Ich habe erklärt, daß ich gegen diesen M. in Berlin sofortige Schutzhaft wegen staatsfeindlichen Verhaltens beantragen werde. Siehe seinen Aufruf, daß die Juden unter dem Schutz der deutschen Wehrmacht stehen. Wer hätte so etwas für möglich gehalten — kein Nationalsozialist.

14. 7. 1941. Heute komme ich erst dazu, an meinem Tagebuch weiter zu schreiben. Eine ganze Menge von Dingen hat sich ereignet, neue Erfahrung und neue Eindrücke gewonnen. Am 11. 7. 1941 ist nun tatsächlich ein Wagen mit Dolte, Binder, Gürth, Mireck, nach Radom abgefahren. Leider konnte ich nicht mitfahren. Wenigstens kann ich einen Brief mitgeben, von dem ich genau weiß, daß er bestimmt ankommt und außerdem habe ich Aussicht, einige Briefe von meiner kleinen Trude zu bekommen. Leider werden auch andere Briefe mitkommen. Natürlich, wie vorausgesehen, hat nun unser K.K.a.p. sofort die Abwesenheit des Dolte benützt, seinen Tatendrang zu stillen. Kaum eine Stunde später schallten seine schönen Kommandos wie „Beeilung meine Herren, der ganze Haufen zu mir“, und ähnliches auf den Hof. Leute festnehmen und erschießen, sein Wunsch und sein Traum muß in Erfüllung gehen. Die Häftlinge kommen, meist Juden, doch auch Ukrainer, die bei den Russen ihm einige Kameraden angegeben haben. Wir „arbeiten“ die ganze Nacht durch. Abends nehme ich mir mit einem Kameraden Urban doch Zeit und wir fahren zu einer Köchin, denn dort bekommen wir „Mischlanka“, Sauermilch und heurige Kartoffel. Trotzdem die Räume sehr klein sind, ist alles nett und sauber. Die Menschen freundlich und entgegenkommend, eine ganz hübsche junge Ukrainerin war ebenfalls anwesend. Eine Verständigung war, trotzdem sie sich wiederholt bemühte, nicht möglich, ich konnte nur feststellen, und entnahm, daß sie etwas mehr Interesse für mich hatte. Doch meine Gedanken blieben nach wie vor bei meiner Trude. Ich habe keine Lust und will auch nicht. Um 11 Uhr Abends kamen wir zurück zur Dienststelle. Hochbetrieb unten im Keller, den ich vormittags noch eingeräumt hatte, stehen 50 Häftlinge, darunter 2 Frauen, ich löste sofort freiwillig einen Kameraden, der bei diesen Wache hatte, ab. Fast alle werden morgen erschossen. Die meisten Juden unter ihnen waren in Wien. Träumen noch immer von Wien. Ich mache bis 3 Uhr früh des anderen Tages Dienst. Hundemüde komme ich dann endlich um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr ins Bett.

12. 7. 1941. Um 6 Uhr früh werde ich plötzlich aus meinem schweren festen Schlaf geweckt. Zur Exekution antreten. Nun gut, spiele ich halt noch Henker und anschließend Totengräber, warum nicht? Es ist doch eigentümlich, da liebt man den Kampf, und dann muß man wehrlose Menschen über den Haufen schießen. 23 sollten erschossen werden, darunter befinden sich die schon erwähnten 2 Frauen. Sie sind zu be-

staunen, sie verweigerten von uns auch nur ein Glas Wasser anzunehmen. Ich werde als Schütze eingeteilt und habe eventl. Flüchtende zu erschießen.

Wir fahren der Landstraße einige Kilometer entlang und gehen dann rechtsseitig in einen Wald. Wir sind nur sechs Mann, augenblicklich und suchen nach einem geeigneten Ort, zum Erschießen und Vergraben geeignet. Nach wenigen Minuten haben wir so etwas gefunden. Die Todeskandidaten treten mit Schaufeln an, um ihr eigenes Grab zu schaufeln. 2 weinen von allen, die anderen haben bestimmt erstaunlichen Mut. Was wohl jetzt in diesem Augenblicke in den Gehirnen vorgehen mag. Ich glaube, jeder hat eine kleine Hoffnung, irgendwie doch nicht erschossen zu werden. Die Todeskandidaten werden in drei Schichten eingeteilt, da nicht so viele Schaufeln hier sind. Eigentümlich, in mir rührt sich nichts, kein Mitleid — nichts. Es ist eben so und damit ist für mich alles erledigt. Nur ganz leise klopft mein Herz, wenn ungerufen die Gefühle und Gedanken erwachen, als ich mich in einer ähnlichen Situation befand. Am 25. Juli 1934 im Bundeskanzleramt vor den Maschinengewehrläufen der Heimwehr. Da hat es auch Augenblicke gegeben, da wollte ich weich werden, nicht äußerlich, nein, das würde bei meinen Eigenschaften nie in Frage kommen, aber innerlich. So jung und nun ist alles vorbei, dies waren die Gedanken, dann drängte ich dieses Gefühl zurück und an diese Stelle kam mein Trotz und die Erkenntnis, daß mein Tod nicht umsonst gewesen sein wird. Nun stehe ich heute als Überlebender vor anderen, um sie zu erschießen. Langsam wird das Loch immer größer. 2 weinen ununterbrochen. Ich lasse sie immer länger graben, da denken sie nicht so viel.

Während der Arbeit sind sie auch tatsächlich ruhiger. Die Wertgegenstände wie Uhren und Geld werden auf einen Haufen zusammengelegt. Die zwei Frauen werden als erste, nachdem alle auf einen freien Platz nebenan gebracht wurden, zum Erschießen auf das eine Ende der Grube aufgestellt. 2 Männer wurden bereits von unserem K.K. a.p. im Gebüsch erschossen. Ich habe dies nicht gesehen, da ich auf die anderen zu achten hatte. Die Frauen traten ruhig und gefaßt an die Grube, drehten sich um, 6 Mann hatten wir nun diese zu erschießen. Die Einteilung wurde getroffen 3 Mann auf Herz, 3 Mann auf Schädl. Ich nehme Herz. Die Schüsse fallen und die Gehirnmassen schwirren durch die Luft. 2 auf Schädl ist zuviel, sie reißen fast den ganzen Schädl weg. Fast alle sinken lautlos zusammen, nur bei 2 klappt es nicht, sie heulen und winseln noch lange. Die Revolverschüsse taugen nichts. Bei uns beiden, die wir zusammen schießen, ist kein Versagen. Die vorletzte Gruppe muß nun die bereits vorher Erschossenen in das Massengrab werfen. Dann müssen sie sich aufstellen und fallen auch und zwar von selbst hinein. Die letzten zwei müssen sich auf den vorderen Rand des Grabes setzen, damit sie gleich richtig hineinfallen. Nun werden noch einige Leichen mit einer Spitzhacke umgeschlichtet und dann beginnen wir mit der Totengräberarbeit. Hundemüde komme ich zurück und nun geht es wieder an die Arbeit, alles im Gebäude in Ordnung zu bringen. Ohne Rast geht es weiter. Nachmittags kommt

nun unerwartet der Wagen aus Radom zurück. Ich freue mich wie ein kleines Kind auf die Post, es war auch mein erstes Fragen. Leider konnte ich die viele Post gar nicht lesen. Kaum hatte ich begonnen, kam der Hauptsturmführer zu mir und ersuchte mich eine Übersiedlung und Einrichtung des neuen Dienstgebäudes in Angriff zu nehmen.

Bis 11.00 Uhr habe ich nun dann gearbeitet. Mußte mir einen Plan dazu machen, wie ein kleiner Baumeister. Alle haben die Arbeit bewundert.

Sonntag, den 13. 7. 1941 ging dann die Arbeit sofort weiter. Ich kam wieder kaum zum schlafen. Meine Füße und mein Schädl tun weh, als würde ich 2 Gepäcksmärsche hinter mir haben. Nebenbei erfuhren wir, daß im Hinterstock eine Rote-Regierung ausgerufen wurde. Arbeit über Arbeit. Endlich kam ich dazu die Post ganz zu lesen. Es ist eigentümlich, ich fiel von einer Stimmung in die andere. Manche Zeilen haben mir große Sorge bereitet, unter anderem schrieb Trude, sie wisse nicht, ob sie ihr Versprechen halten könne und ob sie stark genug sein werde. Warum muß es mir gerade bei einem Menschen so ergehen, den ich so liebe. Ich muß sie sehen und sprechen, dann wird meine kleine Trude wieder stark werden. Sie muß hierher kommen.

14. 7. 1941. War bei verschiedenen Sitzungen anwesend, Judenrat. Sonst wird hauptsächlich organisiert und übersiedelt. Abends fange ich eine Schäferhündin.

20. 7. 1941. Es ist heute Sonntag und ich habe schon wieder bis um 20.00 Uhr gearbeitet, nun ist es 21.00 Uhr und ich komme endlich dazu, in mein Tagebüchlein die wenigen Ereignisse, die ja eigentlich im großen Rahmen des Weltgeschehens betrachtet, so klein sind, niederzuschreiben.

Am 15. 7. fuhr ich mit einem Kameraden hinaus zu dieser bereits erwähnten ukrainischen Familie. Es war sehr gemütlich und auch interessant für einen, der sich für die Eigenheiten eines anderen Volkes interessiert. Wir sprachen über alles mögliche, nur die Religionsfrage wollte ich nicht anschneiden, da bei dieser mangelhaften Verständigung leicht Mißverständnisse erstehen könnten. Bei dieser Unterhaltung wurde es 23.00 Uhr. Auf der Hinfahrt, wir fahren nämlich mit unserem Ponny, gab es noch ein heiteres Erlebnis. Erst erwischte uns ein Regenguß. Na, das war ja bald überstanden. Als wir dann in einen echt russischen Weg einbogen, gab es da Löcher, von über Meter tief, es hob uns natürlich bei dieser Gelegenheit nicht schlecht aus unseren Sitzen. Da kam dann auf einmal eine besonders schöne Stelle, mein Wagen federt hinten leicht, doch das Pferd wird schneller, hinter mir höre ich ein Klatschen und wie ich mich umdrehe, steckt mein Kamerad aus einer ziemlich tiefen Pfütze beide Beine in die Höhe. Trotz der unangenehmen Lage konnte ich mich eines lauten Lachens nicht enthalten. Die Rückfahrt gestaltete sich noch tragischer, hätte uns der Bauer nicht bis an die Hauptstraße gebracht, wären wir sicher mit Roß und Wagen in einem Graben gelandet. Durch diesen schönen Weg kamen

wir erst um 24.00 Uhr nach Hause. Als wir beim Tor einfahren, springt gerade ein Auto an, ferner stellte ich für diese Zeit ein ziemlich reges Leben fest. Etwas stimmt nicht, dies war mein erster Gedanke. Nun klar, man hatte Sorge um uns und war der Annahme, daß uns etwas zugestoßen sei. Wir bekamen einen kleinen Rüssel und die Sache war erledigt. Am nächsten Morgen wurde uns noch eröffnet, daß jeder gesellschaftliche Verkehr auch mit den Ukrainern verboten sei. Er, das heißt der Hauptsturmführer hätte nichts dagegen, wenn jemand einmal ein U-Mädchen für eine Nacht bei sich hätte, aber sonst sei der Verkehr verboten. Ulkige Ansicht. Na für mich kommt ja beides nicht in Frage — denn ich wollte ja lediglich das Volk kennenlernen. Meine kleine junge Hündin macht sich, Tag zu Tag wird sie anhänglicher. Nur furchtbar verschreckt ist sie immer.

Am 16. 7. 1941 wird wieder einmal übersiedelt. Ich bin hier eigentlich mehr Architekt als Beamter. Nun soll ich außerdem die Ausbildung von 150 Ukrainern überwachen und durchführen. Als kleiner Baumeister und Architekt fühle ich mich ganz wohl, nur sollte ich zur Durchführung der Arbeiten keine Juden, sondern Arbeiter haben. Nun, es muß auch so gehen. Am 17. 7. gibt es eigentlich nichts, ich wurschte mit den Juden weiter herum und das ist meine Arbeit.

Am 18. 7. 1941. Heute ist wieder die Frage aktuell, wer fährt nach Radom. Auf einmal hat es jeder so wichtig, alle haben ganz oder noch wichtigere Sachen in Radom vergessen, keiner hat einen Koffer, niemand eine Wäsche. Normalerweise wird beim Militär die Nichtbefolgung eines Befehles erheblich bestraft, hier aber mit einer Sonntagsfahrt nach Radom belohnt. Mittags war nun Besprechung und richtig wurden wieder andere genannt, die nach R. fahren sollten und auch werden. In mir kracht alles vor Wut. Da mühe und plage ich mich Tag und Nacht ab, damit jeder eine schöne Wohnung hat und für alle jede Bequemlichkeit gesichert ist und dann, wenn man nur einen kleinen Wunsch hat, werden andere bevorzugt.

Am 19. 7. 1941 den ganzen Tag komme ich von Gedanken nicht los, jetzt könntest Du schon bei Trudchen sein in R. Soviel ich mich auch bemühe, diesen Gedanken zur Seite zu schieben, immer wieder steht meine kleine Trudl da und wartet und hofft mich zu sehen. Was nützt mir meine herrliche Wohnung mit allem Komfort eingerichtet, wenn mir das eine fehlt. Noch ist alles tot in meiner Wohnung.

19. 7. 1941. Ich konnte also nicht nach Radom fahren. Ich habe eine Stimmung, daß ich alles umbringen könnte. Gerade mich läßt man nicht fahren. Ich habe auch wenig Hoffnung auf nächstes Mal. Den ganzen Tag habe ich wieder durchgearbeitet. Freitag spät nachts habe ich noch einen Brief geschrieben. Wie wird nur meine kleine Trude enttäuscht sein, wenn statt mir nur ein Brief kommt. Abends bekommen wir noch Besuch, nachdem Tags zuvor der Oberführer unerwartet eingetroffen ist. Die Räume und die Gebäude gefielen ihm sehr gut. Das Lob ernteten natürlich wie gewöhnlich andere. Das wird wohl immer so bleiben, so lange es Menschen gibt. Abends, als ich im Bett lag, bekam ich unerbändige Sehnsucht, Sehnsucht nach Ruhe, Friede und Liebe.

21. 7. 1941. Meine erste Arbeit war, nachdem ich gestern umsonst auf die Herren aus Radom gewartet habe, weiter zu warten, alle 5 Minuten frug ich, ob die Wagen aus Radom nicht zurück seien. Immer wieder war meine Frage vergebens. Endlich gegen Mittag kam dann der Wagen an, und schon brauchte ich nicht mehr zu fragen, denn alle riefen mir im Chor zu, Felix, ein Paket ist da. Ich habe erleichtert aufgeatmet. Als ich den Brief las, sperrte ich mein Zimmer ab. Er war so kurz gehalten und flüchtig, daß ich schwere Gedanken und Sorgen bekam. Sollte schon Trudchen nach so kurzer Zeit untreu geworden sein? Eine Unruhe sondergleichen ist in mir. Was gäbe ich dafür, wenn Trudchen bei mir wäre. Nun, ich habe es ja selbst so gewollt, nur unter anderen Voraussetzungen. Viel zu gefahrlos für mich der Boden. Ich verstehe Trudchen nicht, schickt mir die Bilder von meinen Kindern und meiner Frau mit. Ersteres würde ich noch begreifen, aber das andere ist mir zu hoch. Während die Kameraden heute frei hatten, ja zum Teil auf die Jagd fuhren, hatte ich hier zu arbeiten. Der Dank und Lohn ist mir gewiß. Der bereits genannte Sturmbannführer war mit seinen 5 Mann wieder auf der Jagd. Die Arbeiten schreiten gut fort. Mir wurde vom Hauptsturmführer neuerlich eröffnet, daß ich die Miliz zur Ausbildung übernehmen sollte, ich hätte so das richtige Auftreten. Nun mir kann es recht sein. Heute habe ich die Briefe von meiner Frau beantwortet und ihr 180.-- RM überwiesen. Trudchen bekam ein Brieflein von mir.

22. 7. 1941. Der Tag war ereignisreich. Morgens kamen nicht meine bestellten Arbeiter. Als ich nebenan zum Judenkomitee gehen wollte, kam gerade ein Mitarbeiter von diesem an und ersuchte mich um Unterstützung, da sich die Juden weigerten, hier zu arbeiten. Na, ich aber hinüber. Als diese Arschlöcher mich sahen, rannten alle nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Schade, ich hatte keine Pistole mit, sonst hätte ich einige über den Haufen geschossen. Ich ging nun zum Judenrat und eröffnete ihm, daß, wenn nicht in einer Stunde 100 Juden angetreten seien, dann würde ich mir 100 Juden aussuchen, und zwar nicht zum Arbeiten, sondern zum Erschießen. Kaum 30 Minuten später kamen 100 Juden an und außerdem noch 17 Mann für diejenigen, die erst geflüchtet waren. Ich meldete den Vorfall und verlangte gleichzeitig, daß man die Geflüchteten also die Arbeitsverweigerer erschießen müßte. Das geschah auch genau 12 Stunden später, 20 Juden wurden umgelegt. Noch einen Vorfall. Ich schickte einen Kameraden los, um mit 2 Juden fehlendes Material zu besorgen. Der Kamerad besorgte sich nun auf der zuständigen Stelle die Schlüssel und zog los, während des Ausräumens pöbelte nun ein Ukrainer, natürlich bestes Einvernehmen mit den Deutschen, die Juden, die also einen Auftrag von uns ausführten, an. Außerdem sagte er den Juden, wieso sie dazu kämen, an die Deutschen die Magazine zu verraten. Er würde ihn dafür abends aufsuchen und totschiagen. Na, das war wieder etwas für Felix. Denn das sind meines Erachtens die wirklichen Staatsfeinde. Ich ließ mir also den Knaben vorführen. In meinem Zimmer bekam er zur Einleitung von mir eine kleine Sonderbehandlung. Nach dem ersten Schlag spritzte

bereits das Blut. Erst versuchte er es mit dem Leugnen, nach dem 4. Schlag gab er dies jedoch auf. Ich ließ den Ukrainer wegen deutschfeindlicher Einstellung festnehmen. In einer nahen Ortschaft von Drohobycz wurden 4 freigelassene Zuchthäusler gleich an Ort und Stelle erschossen. Diesmal haben die Slowaken die Gräber geschaufelt, und gleich zugegraben.

Ich bin nur neugierig auf die Umstellung des Judenrates. Die werden morgen heulen und zähneknirschen. Übrigens stellten wir fest, daß wieder auf unserer Kaserne auf Nr. 13 eingebrochen wurde und man versuchte, uns Gummireifen vom Wagen zu stehlen. Ein Reifen war mit einem scharfen Messer total durchgeschnitten. So machte ich abends noch eine Festnahme. Morgen werde ich ernstlich die Frage wegen dem Herkommen meines Trudchens stellen. Hoffentlich habe ich Glück. Ich werde als letztes und einziges Mittel meine Ablösung im Falle einer Ablehnung erbitten oder irgendwie erwirken. Gleichzeitig will ich die Radomer Fahrt klären. Morgen schreibe ich dann gleich einen ausführlichen Brief an Trudchen. Nun gute Nacht, mein lieber Spitzbub und habe mich noch lieb, denk an mich und bleib mir treu. Nun lege ich mich ins Bett, sehe mir Dein Bildchen an, dann lese ich in Deinem Buch, wenn mich dann die Augen zu brennen beginnen, dann werde ich das Buch weglegen, dein Bildchen nochmal anschauen, Dir ein festes Bussi geben, das Licht auslöschten und schlafen gehen.

23. 7. 1941. Nun konnte ich erst meine Vorsätze von gestern nicht durchsetzen. Schuld ist nur die übermäßige und wahnsinnige Arbeit. Ich weiß manchmal schon nicht, wie noch wo ein oder aus. Um 8.00 Uhr morgens sollte ich gleichzeitig die Juden zu den verschiedenen Arbeiten einteilen, aber auch die ukrainische Miliz einexerzieren. Nachmittags bekam ich noch eine Menge Aufträge dazu. Aber den Brief schreibe ich doch noch an Trudchen. Ich muß sie sehen, sprechen und soll da kommen, was will. Heute habe ich eine Menge KP-Fahnen und Gewehre gefunden. Die Arbeiten schreiten rasch vorwärts in allen Gebäuden. Die neuen Milizsoldaten können allem Anschein nach mein Tempo und meinen Ton nicht gut vertragen. 10 von 40 Mann sind ausgeblieben. Unser K.K. a.p. hat schon wieder einigen Kameraden mit dem Erschießen gedroht und wieder grundlos. Er sagte zu Kameraden Urban: „Wenn Sie ihren Ton mir gegenüber nicht ändern, dann können Sie bei der nächsten Exekution mitgenannt werden.“ Eine Beschwerde diesbezüglich läuft bereits. Er hat den Beinamen Revolverkommissar und Sonnensoldat erhalten. Er geht nämlich als einziger mit einer weißen Uniformbluse und langer Hose umher. Nun ist es schon wieder 23 Uhr, aber den Brief muß ich unbedingt noch schreiben.

28. 7. 1941. Aus all meinen guten Vorsätzen, mich so oder so jeden Abend, und sei es auch noch so spät, an meinem Tagebuch zu schreiben, ist es nichts geworden. Nun komme ich um 24 Uhr doch noch dazu, einige Zeilen zu schreiben. Ganz erschrocken war ich, als ich am Samstagmorgen erfuhr, daß es schon Samstag sei. Ich hatte mir schon vor-

genommen, Dolte am Freitag nochmals wegen der Radomer-Fahrt anzugehen. Nun war es aber schon zu spät. Daran war leider nichts mehr zu ändern. Ich war nur maßlos erschüttert, und weiterhin tagsüber wahnsinnig schlecht aufgelegt, bis um 23 Uhr habe ich noch gearbeitet. Was soll ich auch schon. Andere Kameraden gingen mittags weg und kamen gegen 19.00 Uhr mit ukrainischen Mädchen in die Wohnungen zu einer Zeit, wo ich noch im Hause Ordnung machen und Teppiche aufbreiten ließ. Sonntag arbeitete ich bis 15 Uhr, dann machte ich das erste Mal seit meinem Einsatz eine Pause. Übrigens gab es in dienstlicher Beziehung am Freitag und Samstag eine interessante Angelegenheit. Aus einer Nebenortschaft brachten Ukrainer eine Meldung, die ungefähr folgenden Inhalt hatte: Ukrainer hatten im Walde 24 von den Russen ermordete Ukrainer aufgefunden. Die Leichen seien fast unkenntlich. Die Kripo-Beamten setzten sich, nachdem es sich um eine Mord-sache handelt, auf und fuhren in diesen Ort. Dort werden sie von einem Pfaffen feierlich empfangen und herzlichst begrüßt. Der Pfaffe meint noch, es sei außerordentlich liebenswürdig, daß die Deutschen so viel Anteil nehmen an der Ermordung und dem Schicksal der Ukrainer. Die Leichen wurden feierlich beigesetzt und unsere Beamten nahmen notgedrungen daran teil. Unterwegs erklärte mir noch der Pfaffe: „Wissen Sie, was das Niederträchtigste ist, daß man den Ukrainern jüdische Pässe und Papiere in die Taschen gesteckt hat.“ Nun schlägts 13, diese angeblich ermordeten Ukrainer waren unsere standrechtlich erschossenen Juden (23) und glaube ich 2 Ukrainer. Prost — Mahlzeit! Die Leichenpapiere stanken schon bestialisch. Ich ließ sie mit Petroleum übergießen, verbrennen und in der Grube vergraben.

Sonntag, den 27. 7. 1941. Abends unternehme ich mit Dolte eine Spazierfahrt einige km unterwegs hatten wir Pech, wir verloren ein Wagenrad. Gottseidank finden wir in der Nacht einen Schmied, der den Schaden in ungefähr einer Stunde behoben hatte. Der alte Strolch war ein Pferdewärter, wird nun endlich wegen Verd. d. Sabotage hinausgeschmissen.

Heute, den 28. 7. 1941 schnitt ich nun wieder das Thema Radomerfahrt an. Dolte wich aus. Ich lasse diesmal nicht locker. Ich kann wohl ruhig behaupten und auch beweisen, daß ich die meiste Arbeit und die unangenehmste Arbeit hier habe. Ich lege die ganze Scheiße ansonsten nieder und bitte ganz offiziell, hier abgelöst zu werden. Abends war ich nun mit 2 slowakischen Leutnants, die mein Kamerad Ullrich gebracht hatte, aus. Die Ukrainer können diesen, rein charakterlich, nicht den kleinen Finger reichen. Nun ist es unterdessen wieder fast 24 Uhr geworden. Gestern abschließend nach der Ausfahrt kam noch Besuch, besser gesagt, wartete noch Besuch auf Dolte und da mußte ich nun mitkommen. Ich glaube ruhig sagen zu können, großen Anteil an der Verständigung die uns ungeheuren Nutzen noch einbringen wird. Es handelt sich um den Wirtschafts- und Ernährungsfrage. Und nun liebes Trudchen in der Hoffnung, daß du mich noch recht lieb hast, so lieb wie ich dich ebenso, hoffe ich auf das Gleiche, nun will ich mich gleich jetzt von dir verabschieden mit recht süßen Busserln.

31. 7. 1941. Am 29. 7. 1941 kam ich mit meinem Kameraden Urban mit 2 slowakischen Leutnants zusammen. Sie sprechen fließend deutsch und so stockte es auch nicht in der Unterhaltung. Nachdem ich ein alter Politiker bin, waren auch nach kurzer Zeit diese Fragen aufgeworfen. Die Slowaken hassen die Ungarn und den Polen sind sie auch nicht allzu freundlich eingestellt, außerdem sind sie sehr, sehr fromm und gläubig. Im Laufe des Gespräches erzählten sie uns, daß sie von einem Waffenlager Kenntnis hätten. Wir gingen, besser gesagt, wir fuhren nun um 17 Uhr los zu diesem Lager. Da kein Posten davor stand, ließ ich das Schloß aufsprengen. Ich traute fast meinen Augen nicht, in diesem unbewachten Waffenlager waren rund 300 — 500 fast neue Gewehre, 20 Maschinengewehre, Handgranaten, 30 neue russische Motorräder, Jagdgewehre u. s. w. Wir sehen uns die Sachen an und da findet mein Kamerad ein Bestandsaufnahmeverzeichnis der deutschen Wehrmacht. In diesem Augenblick kam auch wie zur Bestätigung ein PKW der Wehrmacht an. Ich grüße kurz den Oberleutnant und frage ihn, ob dieses Lager der Wehrmacht gehörte, und gab gleichzeitig meinem Erstaunen Ausdruck, daß man in dieser Zeit ein derartiges Lager mit Munition versehen, nicht unbewacht lasse. Es war diesem Herren sehr peinlich. Anschließend meinte er, daß er Meldung erstatten müßte, ich erklärte dies auch meinerseits. Abends meldete ich diesen Vorfall Dolte. Alles amüsierte sich. Abschließend gab es bei den slowakischen Kameraden eine wüste Sauferei, Fortsetzung war dann bei uns in der Wohnung.

Am 30. 7. 1941 gab es für mich eine große freudige Überraschung, Post von Trude. Wie lange hatte ich schon darauf gewartet. Als ich beim Briefschreiben war, traf diese Post ein. Meine Stimmung schwenkt um 100%. Meine Trude ist doch ein putziger Käfer. Da schreibt sie in einem ihrer Briefe eine philosophische Abhandlung über mein Liebes- und Eheleben. Mit einem Ernst beseelt, als würde ihr eigenes Leben davon abhängen. Geistig durchdrungen wie eine weise und erfahrene Frau. Dabei denkt und schreibt sie kein Wort von sich selbst. Sie hatte sich in diesem Schreiben gänzlich ausgeschaltet. Manchmal taucht ein leises Gefühl auf, als wollte sie mich von etwas überzeugen, damit sie mich einfacher los werden kann. Dann aber, wenn ich die anderen Briefe von tags darauf und tags davor lese, muß ich wieder über diese Gedanken lächeln, denn aus diesen Zeilen geht die heiße und leidenschaftliche Liebe wie ich sie zu ihr empfinde, hervor. Manchmal beginne ich wie im Traum zu mir Angst zu bekommen. Sie ahnt nicht, was sie mir geworden ist und weiß auch nicht, was in letzter Zeit in mir vorgegangen ist. Was würde in mir zerbrechen, wenn sie, die mir so viel geworden ist, mich enttäuschen würde. Ich glaube dann bis zu meinem Lebensende den Glauben an die Menschheit zu verlieren. Ich habe Trudchen gestern abends doch einen 6 Seiten langen Brief geschrieben trotz der wahnsinnig vielen Arbeit. Heute wurde ich vertraulich zu D. bestellt und dieser teilte mir mit, daß der G.G. am Samstag kommen würde. Also wieder nichts mit der Fahrt nach Radom. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, Trudchen habe ich einen Brief und ein kleines Miniatur (Liebesszene aus der Barockzeit) mitgeschickt.

Heute, den 31. 7. 1941 gab es wieder wahnsinnig viel Arbeit. Alles muß bis Samstag in Ordnung sein. Der Brief ging heute mit unserem Radomer Besuch ab.

1. 8. 1941. Gestern abends habe ich also doch noch das so oft angeforderte Gespräch mit dem Dolte erzwungen. Ich ließ mich dieses Mal nicht mehr vertrösten, ich ging also um ungefähr 20 Uhr in die Wohnung ober mir, wo Dolte wohnt, und fragte an, ob er nun für mich Zeit habe. Er hatte Zeit und lud mich ein, an seinem Tisch, wo bereits Kamerad Briese weilte, Platz zu nehmen. Er war gerade dabei, dem Kameraden einen fast 10 Seiten langen Brief seiner Freundin aus Radom vorzulesen. Es war mir erst etwas peinlich, aber er ist in der Beziehung offen wie ich und macht keine Geheimnisse, umso besser für mich und mein Unternehmen. Ich konnte also keine bessere Gelegenheit finden. Er erzählte mir, daß er mit seiner Scheidung nicht weiter kommt und daß er 4 Rechtsanwälte in dieser Sache beauftragt habe. Kamerad Briesemeister entfernte sich. Dolte bot mir Wein und Zigaretten an und so saßen wir wie gute Kameraden beisammen. Nun schoß auch ich los. Was ich wollte, brauche ich ja nicht mehr erwähnen weil es doch so reichlich bekannt und schon erwähnt ist. Seine Stellung war folgende: jede Unterstützung bei einer neuen Anstellung keine Befürwortung bei einer Versetzung nach dieser Dienststelle, vorübergehend natürlich. Ist mir natürlich auch recht. Erst muß Trudchen einmal hier sein, dann erst alles weitere. Zur Radomer Fahrt erhielt ich die bestimmte Zusage, am Samstag, den 9. 8. 1941 fahren zu können. Auch etwas fixes. Ich war also voll und ganz mit diesem Resultat zufrieden, meine Stimmung war endlich, nach langem wieder obenauf. Meine ukrainische Miliz erhielt „Schonzeit“. Die Juden wurden „rücksichtsvoller“ behandelt. Ich schenkte mehr als sonst Zigaretten her, mit einem Wort, man konnte an meiner ganzen Handlung erkennen, daß mir etwas angenehmes widerfahren sein müsse. Beim Abendessen mußte ich mich aber doch ärgern. Ein Herr Gabriel, der Mann mit den Minderwertigkeitskomplexen und den Basedowaugen ärgerte sich, weil ich eine Jüdin, die bei mir arbeitete, wegen ihres Nichtkönnens entfernte. Der Herr vergißt, daß wir im nationalsozialistischen Staat das Rassengesetz eingeführt haben. Einmal erwischte ich ihn schon, als er einer Jüdin ganz zärtlich ums Kinn strich, stellte ihn zur Rede. Damals war er ziemlich verlegen, der Herr dürfte dies also schon wieder vergessen haben. Arbeit gab es wieder genügend bis 22 Uhr. Der G.G. soll morgen kommen und da muß meine Miliz eingekleidet sein. Abends um 19 Uhr kam ich in ihre Kaserne und mußte feststellen, daß von den 60 Mann nur 12 Mann eingekleidet waren. In fast 3 Tagen arbeiteten ungefähr 40 Schneider und konnten dies nicht fertig bringen. Nun wurde ich aber wild. Zum Großteil lag natürlich die Schuld an der Führung der Miliz. Ich ließ den Ältestenrat sofort zu mir kommen und erklärte, daß bis zum kommenden Tag um 12 Uhr mittags alle fehlenden Uniformen fertig sein müssen, da ich sonst 5 Schneider wegen Sabotage erschießen würde. Es wurde mir noch von den Milizern ein Mann vorgeführt, der seine

16jähr. Tochter wegen Hurerei zur Anzeige bringen wollte. Seine Tochter geht nach seinen eigenen Aussagen seit dem 13. Lebensjahr auf den Strich. Nun sollte die Polizei dieses Kind erziehen. Ich habe dem Vater, der sein eigenes Fleisch und Blut in den Kerker bringen wollte, geohrfeigt, daß er 5 mal sein Gleichgewicht verloren hat. Arbeiten wurden heute zu einem Preis von RM 8.000.— vollendet. Wege um 2 Häuser gelegt, ein Badezimmer komplett und 5 ergänzend eingerichtet, 21 Beleuchtungskörper angeschlossen, 3 Küchen in Wohnzimmer umgebaut, 1 Stall hergerichtet, die Garage für 4 Autos einstellbereit gemacht (vorher ein Stall). 2 russische Wagen kompl. gestrichen und fahrbereit gemacht, über 100 Schlüssel den Schlössern angepaßt, eine Küche für 100 bis 200 Personen abgetragen und neu aufgestellt, riesige Gartenanlagen vor 3 Häusern in Ordnung gebracht u.s.w.

2. 8. 1941. Die Arbeiten laufen weiter. Morgens um 6 Uhr wurde begonnen. Der G.G. kommt nicht. Er soll angeblich zum Führer beordert worden sein. Um 12 Uhr meldete mir der Ältestenrat: „alle Uniformen fertig“. Seitdem ich ihm die zwanzig Mann wegen Arbeitsverweigerung wegschießen ließ, klappt der Laden da. Abends fahren 4 Kameraden nach Radom. Nun da heißt es aber rasch ein kleines Brieflein meinem Trudchen schreiben. Meiner Frau muß ich auch das Geld, 180 RM senden. Die Briefe sind fertig und Laufmann übergeben. Wird sich Trudchen freuen? Meiner Frau habe ich Spielsachen für die Kinder zugesandt. Um 22 Uhr sind die Kameraden nach Radom abgefahren.

So weit das Tagebuch von Felix Landau, das keines Kommentars bedarf und keinen verträgt. Als Trudchen zu ihrem Felix nach Drohobycz kam, wurde das Tagebuch nicht mehr weitergeführt. Im Juni 1942 wurde die Ehe Landaus geschieden, im Mai 1943 heiratete er in Drohobycz sein Trudchen. Dort spielte sich am 14. Juni 1942 eine Szene ab, die im Prozeß gegen Felix Landau genau rekonstruiert wurde: Auf dem Balkon ihrer Villa vergnügten sich der SS-Hauptscharführer und seine Freundin mit Kartenspiel. Da bekam Trudchen Lust, auf Vögel zu schießen. Felix holte sein Gewehr, und seine Freundin versuchte ihr Jagdglück. Plötzlich bemerkte Landau, daß ein Jude, der in der Nähe Erdarbeiten zu verrichten hatte, sich eben auf seine Schaufel stützte. Der SS-Hauptscharführer nahm seiner Freundin das Gewehr aus der Hand, legte an und traf den Juden ins Herz.

Nach Beendigung des Krieges versteckte sich Landau in Oberösterreich. Im Juni 1946 wurde er zufällig von einem überlebenden Juden aus Drohobycz erkannt, angezeigt und festgenommen. Die Amerikaner liefer-

ten ihn in das Anhaltelager Glasenbach ein, wo auch bereits seine mittlerweile geschiedene Frau interniert worden war. Landau erfuhr, daß sein Tagebuch und damit seine Tätigkeit in Drohobycz der Polizei bekannt geworden war. Deswegen flüchtete er im August 1947 und ging bald darauf über die grüne Grenze nach Deutschland, wo er sich als sudetendeutscher Flüchtling ausgab und unter falschem Namen lebte.

Hätte Landau nicht Anfang 1958 der Stuttgarter Polizei seine richtigen Personalien angegeben, weil er wiederum heiraten wollte und deswegen seine Papiere in Ordnung bringen mußte, wäre er wohl bis zu seinem Lebensende straflos geblieben. So aber wurde er festgenommen und am 16. März 1962 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Er selbst leugnete zwar oder schwächte seine Taten ab, doch Zeugen und vor allem sein eigenes Tagebuch, dessen Echtheit er vor Gericht zugeben mußte, überführten ihn eindeutig.

Nur eine kleine, vergleichsweise unbedeutende Episode der großen Vernichtungsaktion gegen die Juden wurde in diesem Prozeß erörtert. Sie ist in Landaus Tagebuch aufgezeichnet. Der SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Katzmann, der für den Distrikt Galizien verantwortlich war, meldete seinerzeit, daß bis zum 27. Juni 1943 aus Galizien 434.329 Juden „ausgesiedelt“ worden seien, die man nirgendwo angesiedelt hat. Katzmann fügte hinzu, daß damit Galizien bis auf 21.156 Juden, die sich damals noch in Lagern befanden, aber „laufend reduziert“ würden, judenfrei sei. Er schloß diese Meldung mit der Feststellung ab, daß es „nur durch persönliches Pflichtbewußtsein jedes einzelnen Führers und Mannes“ möglich gewesen sei, „dieser Pest in kürzester Frist Herr zu werden“.

Einer von diesen pflichtbewußten SS-Männern war eben Felix Landau. Der Stuttgarter Staatsanwalt hat jene Triebkraft, die Landau damals zu solchen Taten veranlaßt hat, in der Anklageschrift charakterisiert:

„Der Haß des in der nationalsozialistischen Weltanschauung verwurzelten Gestapo- und SS-Mannes Landau gegen die Juden und deren Beurteilung als minderwertig und volksfeindlich sind der Schlüssel für die den Gegenstand der Anklage bildenden Taten des Angeschuldigten, die nur dadurch möglich wurden,

daß sich Landau unterstützt und getragen wußte von einem politischen System, das die Judenverfolgung und -vernichtung zum Programm erhoben und als einen Dienst an Volk und Vaterland hingestellt hatte.“

So wie in Galizien wüteten die Nationalsozialisten überall. Diese Aktionen wurden zentral geleitet. Goebbels findet diskret beschönigend in seinem Tagebuch dafür folgende Worte:

27. März 1942:

. . . Aus dem Generalgouvernement werden jetzt, bei Lublin beginnend, die Juden nach dem Osten abgeschoben. Es wird hier ein ziemlich barbarisches und nicht näher zu beschreibendes Verfahren angewandt, und von den Juden selbst bleibt nicht mehr viel übrig. Im großen kann man wohl feststellen, daß 60% davon liquidiert werden müssen, während nur noch 40% in die Arbeit eingesetzt werden können. Der ehemalige Gauleiter von Wien, der diese Aktion durchführt, tut das mit ziemlicher Umsicht und auch mit einem Verfahren, das nicht allzu auffällig wirkt. An den Juden wird ein Strafgericht vollzogen, das zwar barbarisch ist, das sie aber vollauf verdient haben. Die Prophezeiung, die der Führer ihnen für die Herbeiführung eines neuen Weltkriegs mit auf dem Weg gegeben hat, beginnt sich in der furchtbarsten Weise zu verwirklichen. Man darf in diesen Dingen keine Sentimentalität obwalten lassen. Die Juden würden, wenn wir uns ihrer nicht erwehren würden, uns vernichten. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der arischen Rasse und dem jüdischen Bazillus. Keine andere Regierung und kein anderes Regime könnte die Kraft aufbringen, diese Frage generell zu lösen. Auch hier ist der Führer der unentwegte Vorkämpfer und Wortführer einer radikalen Lösung, die nach Lage der Dinge geboten ist und deshalb unausweichlich erscheint. Gottseidank haben wir jetzt während des Krieges eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die uns im Frieden verwehrt wären. Die müssen wir ausnützen. Die in den Städten des Generalgouvernements freiwerdenden Ghettos werden jetzt mit den aus dem Reich abgeschobenen Juden gefüllt, und hier soll sich dann nach einer gewissen Zeit der Prozeß erneuern. Das Judentum hat nichts zu lachen. . .

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

Ir
lang
ters
det.
1883
auß
bun
Ir
füh
den.
bela
dies
die
und
gen
pers

26
stral
ter.
10
Unte
20
des

Der Herr Professor in Auschwitz

In Münster in Westfalen lebt ein Professor, der sich jahrzehntelang von anderen Professoren nicht mehr und nicht weniger unterscheidet, als sich eben jedes Individuum von anderen unterscheidet. Sein Name ist Johann Paul Kremer, sein Geburtsjahr ist 1883; er hat die Titel Dr. med. und Dr. phil. getragen und war außerordentlicher Universitätsprofessor für menschliche Vererbungslehre an der Westfälischen Wilhelms-Universität.

Im Oktober 1940 begann Professor Kremer, ein Tagebuch zu führen. Ereignisse, die ihm wert schienen, festgehalten zu werden, trug er in dieses Büchlein ein. Lange Zeit hindurch sind es belanglose Notizen, die sein geruhames Leben illustrieren. Von diesen seien hier vorerst nur solche herausgegriffen, die sich auf die militärische Laufbahn Kremers beziehen. Denn dieser Achtundfünfzigjährige wurde noch zu den Fahnen gerufen. Die Folgen dieses Ereignisses heben später das Tagebuch aus der rein persönlichen Sphäre.

Kremer setzte an den Beginn seiner Eintragungen einige persönliche Daten. Dort kann man lesen, daß er am 30. Juli 1932 der SS beigetreten ist und die Mitgliedsnummer 1,265.405 erhalten hat.

26. Dezember 1940 (Geburtstag):... Zu meiner Geburtsstunde erstrahlte zum 1. Male der mir von Heinrich Himmler verehrte Julleuchter.

10. April 1941: nach Düsseldorf (Polizeipräsidium) zur SS-ärztlichen Untersuchung zwecks Überführung in die Waffen-SS befohlen.

20. Mai 1941: Eintragung in die Wehrmachtspartei auf Veranlassung des Wehrbezirkskommando Münster (Sachgebiet II b, AZ 3671) vom

7.5.1941. Vorladung zu Montag, 12.5.1941. U.K. Schein bei Heiner-
mann (?) nicht zu erhalten. Becher schlägt vor, daß ich mich direkt
mit der SS in Verbindung setze. Papiere abgegeben am [...] 20.5.41.

14. Juni 1941: Gestellungsbefehl zum 18. Juni 1941, 14 Uhr, im
SS-Sanitätsamt, Berlin W 15, Knesebeckstraße 43-44.

18./19. Juni 1941: Abfahrt ab Münster 22,29. In Hamm Fliegeralarm.
— Ankunft Berlin Friedrichstraße 7,08. Rasieren, Schuhputzen, dann
mit Omnibus 1 zur Knesebeckstraße. Dort großes Staunen: „Nein, so
was, jetzt ziehen sie sogar die Prof. ein!“ Vorstellung beim Divisions-
arzt. Dann Annahme in die Waffen-SS; Beförderung zum Hauptschar-
führer und Beurlaubung bis auf weiteres nach Münster. Ausfüllung
der Formulare und Lebenslauf. Dann zum Mittagessen zu Aschinger
und darauf mit der 57 zurück zur Kaiserallee zur ärztlichen Unter-
suchung. Dann wieder zur Knesebeckstraße zum Sanitätsamt und von
dort nach langem Warten endlich Entlassung. Abendessen im Linden-
restaurant und nach einem kleinen Rundgang abends 21,48 wieder
Abfahrt in einem vollbesetzten D-Zug. Ganze Fahrt auf dem Gang
und wieder ab Hannover Fliegeralarm. Ankunft in Münster 6,15. War-
ten vor der Wohnung, da kein Schlüssel. Schließlich Irmgard von
Witzemanns öffnet und läßt mich nach oben, aber es gelingt mir nicht,
eine Zimmertür offen zu bekommen. Dann zu Frl. Glaser Kinder-
hauserstr. 16, zum Abholen der Schlüssel und des Kanarienvogels.
Dann zur Anatomie und nachm. ein kleines „Nickerchen“, nachdem ich
2 Tage und 2 Nächte nicht aus den Kleidern gewesen war.

18. August 1941: Beim Weggang erzählt mir Frau Lücke, daß mich
am Sonntag jemand habe sprechen wollen, weil ich mich „stellen“
müsse. Daraufhin ging ich zum Wehrkreiskommando, wo keiner von
einer Einberufung aber etwas wußte. Nachmittags ging ich nochmals in
die Stadt, da ich übermorgen meinen Urlaub in Marburg antreten wollte,
und traf zufällig vor der Anatomie auf *Havärbedl* (?), der mir nun
endlich den Einberufungsbefehl mitteilte. *Edom* (?), den ich am glei-
chen Morgen noch ausdrücklich gefragt hatte, wußte von nichts. Kurz
und gut, ich ging sofort zum Wehrkreiskommando und besorgte mir
eine Fahrkarte nach München-Dachau.

*Professor Kremer bleibt bis zum 15. Oktober 1941
in Dachau. Während dieser Zeit enthält keine Eintra-
gung irgendeinen Hinweis auf das Konzentrations-
lager. Es hat den Anschein, daß Kremer dort nur im
SS-Lazarett beschäftigt war.*

*An seine Universität in Münster zurückgekehrt,
kommt er in seinen Eintragungen nur einmal auf sein-
en Dachauer Aufenthalt zurück:*

14. Januar 1942: Erhalte soeben durch den Chefarzt des SS-Standortlazarettes Dachau die Mitteilung, daß ich mit Wirkung vom 9. Nov. 41 als Reserveführer der Waffen-SS zum SS-Untersturmführer ernannt worden bin.

Die weiteren Eintragungen spiegeln den Alltag in Münster wider. Einmal manifestiert sich sein Gefühl:

23. März 1942: Hänschen (Kanarienvogel) ist mittags um 14 Uhr seinen Qualen erlegen. Es hat mir unendlich leid getan; denn ich war zutiefst mit diesem armen, kleinen und stets munteren Gesellen verwachsen. Einäscherung.

Dann erfährt man, daß Professor Kremer Ärger mit der NSDAP: hat, weil er in einer wissenschaftlichen Arbeit einen Fall von Vererbung einer Verstümmelung beschrieben hatte. Das stand im Widerspruch zu offiziellen Thesen und wurde ganz besonders in Kriegzeiten nicht gern gesehen, als so viele Menschen Verstümmelungen erlitten.

11. Mai 1942: Heute früh treffe ich Prof. Kurz, der mir mitteilt, er hätte vom Gau aus nun direkt in Erfahrung gebracht, daß die Anfrage wegen eines Gutachtens über meine Persönlichkeit durch die Partei deswegen erfolgt sei, weil ich die Arbeit über die Vererbung einer Verstümmelung veröffentlicht habe. Er hatte das persönlich vom Gau (Schmidt-Hern „katholisch is 'e auch noch!“) *Randbemerkung:* Auch ein Kant ist durch seine „Kritik der Urteilskraft“ beim König von Preußen in Ungnade gefallen!

25. Juli 1942: War heute Samstag mit dem Rad im Schrebergarten von Fritz Steinkamp, der mir so viele Johannistrauben, als ich nur pflücken konnte, unentgeltlich überließ. Außerdem brachte ich noch schwarze Johannistrauben, Liebstöckel (?) und Kirschen mit nach Haus. Dabei hatte ich noch einmal Gelegenheit, im Jugendübermut ohne Leiter den Kirschbaum zu ersteigen.

Im Einvernehmen mit dem Vorsitzenden des Disziplinargerichtshofes des N.S.D.-Ärztebundes in München wurde ich heute mit sofortiger Wirkung als Beisitzer bei Gaudisziplinargericht Westfalen-Nord des N.S.D.-Ärztebundes vom Gauobmann Dr. Fenner berufen.

4. August 1942: Heute im strömenden Regen nach 2 Heringen 2 Stunden gestanden. Danach persönliche Vorstellung beim Gauamtsleiter Pg. Dr. Fenner, Eisenbahnstraße 10/II (Gauamtsleitung für Volksgesundheit der NSDAP NS-Ärztebund Münster i. W.). Äußerst herzlicher Empfang!

6. August 1942: Barometer steht auf „Schön Wetter“, aber dabei ist es draußen so feuchtkalt, daß man des Nachts schon wieder sehr gut das Oberbett vertragen kann.

Ein Einberufungsbefehl unterbricht den beschaulichen Alltag:

8. August 1942: Vom 15. 8. 1942 bis zur Beendigung der Semesterferien zum SS-Lazarett Prag kommandiert.

Der Herr Universitätsprofessor verläßt Münster. Sein Tagebuch, das nun lückenlos wiedergegeben wird, gestattet, ihn auf seinem Weg zu verfolgen:

14. August 1942: Abfahrt nach Prag: Münster ab 20,40, Osnabrück ab 0,57, Dresden an 10,12, Dresden ab 11,22, Prag an 15,15.

15. August 1942: Von Dresden ab schönes sonniges Wetter. Von Hauptbahnhof mit der Straßenbahn nach dem SS-Lazarett Podol und Vorstellung beim Chef, Sturmbannführer Dr. Fietsch. Unterbringung in einem Patientenzimmer im 3. Stock (Nr. 344)

(Folgen Namen von SS-Angehörigen)

16. August 1942: Halbtägige Rundfahrt durch die Stadt zur Stadtbesichtigung mit Oschf. *Frederking* und Frau aus *Langendreer*. Danach im Kaffee eine Tasse Mokka (1,50 M)

20. August 1942: Kasinoabend aus den alten Weinbeständen und gleichzeitig Arzt vom Dienst.

21. August 1942: Bestellung einer SS-Führer-Mütze von der Reichskleiderkasse der Schutzstaffel in Berlin durch Boten, der aber nichts erreicht.

24. August 1942: Papier, Brille und Gürtel gekauft. Mein Zimmerkamerad (Patient) Ustuf. Fritz Joachim aus St. Andrä, Post St. Ruprecht bei Villach (Kärnten) heute nach Hohenlychen verlegt. Zimmer Nr. 464.

27. August 1942: Brigadeführer *Gentzen* zu Besuch auf der Durchfahrt nach Karlsbad im Lazarett. Redete von einer Desavouierung des Intellektualismus namentlich durch Goebbels, von einer allmählichen Verödung der Hochschulen und von einem Ministerium für Bevölkerungspolitik.

28. August 1942: Zum Mützeneinkauf nach Berlin geschickt, werde ich beim Weggehen von der Aufnahme informiert, daß der Führer vom Dienst mich zu sprechen wünscht. Dieser teilt mir im Auftrage von Hstuf. *Koebel* mit, daß ich nicht nach Berlin reisen soll.

Dann greift das Schicksal nach dem Universitätsprofessor. Sein Tagebuch kündigt lakonisch und formell:

29. August 1942: Kommandierung lt. F. L. USSZ 2150 28. 8. 1942 1833 No. 1565 zum K.L. Auschwitz, da angeblich dort ein Arzt wegen Krankheit ausgefallen ist.

•

Zu diesem Zeitpunkt war das Konzentrationslager Auschwitz bereits von Himmler als Zentrum der „Endlösung der Judenfrage“ ausersehen worden. Die Dienststelle Eichmanns war damit beauftragt worden, den Teil Europas, der damals unter Hitlers Herrschaft stand, durchzukämmen — so lautete der Fachausdruck —, und nahezu ununterbrochen rollten Judentransporte nach Auschwitz. Dem Kommandanten dieses Konzentrationslagers, SS-Obersturmbannführer Rudolf Höß, schienen die Tötungseinrichtungen in anderen Vernichtungslagern für seinen Massenbetrieb unzulänglich. Nach einer Beratung mit Eichmann entschloß er sich daher für Gaskammern und das Giftgas Zyklon B.

Der Vorgang war präzise organisiert. Erreichte ein Transport von deportierten Juden Auschwitz, so wurden die Angekommenen einer Selektion unterworfen. Mit diesem Fachausdruck bezeichnete die SS jene Auswahl, mit der entschieden wurde, wer als arbeitsfähig in das Lager und wer als nicht arbeitsfähig sofort in die Gaskammern kam. Kranke, Kinder, Frauen mit Kindern und offenkundig Schwangere wurden von vornherein für den Gastod bestimmt. Solche Selektionen wurden möglichst schnell und reibungslos durchgeführt. Ein Blick hatte zu genügen und dann wurde die Entscheidung gefällt. Für diese so summarische Tätigkeit war in Auschwitz regelmäßig — so grotesk es auch schien — ein SS-Arzt eingeteilt. Wollte die SS damit vor sich selbst die Fiktion aufrechterhalten, daß es sich bei der Selektion um eine ärztliche Untersuchung handle?

Der Kommandant Höß hat später im Krakauer Gefängnis in seiner pedantisch trockenen Art aufgezählt, worin die „nichtärztliche Tätigkeit der SS-Ärzte im Konzentrationslager Auschwitz“ bestand. Diese vorsichtige Tarnsprache gebraucht Höß selbst noch im Jahr 1946 in polnischer Haft. Er schreibt unter anderem:

„Bei den ankommenden Juden-Transporten hatten sie die arbeitsfähigen männlichen sowie weiblichen Juden nach dem vom RASS (Reichsarzt-SS) gegebenen Richtlinien auszusuchen.

Bei dem Vernichtungsvorgang an den Gaskammern hatten sie

anwesend zu sein, um die vorgeschriebene Anwendung des Giftgases Zyklon B durch die Desinfektoren-SDGs zu überwachen. Weiters hatten sie sich nach der Öffnung der Gaskammern zu überzeugen, daß die Vernichtung vollständig war. Die SS-Ärzte hatten laufend in Auschwitz, in Birkenau sowie in den Arbeitslagern die arbeitsunfähig gewordenen Juden, die voraussichtlich innerhalb von vier Wochen nicht wieder arbeitsfähig werden konnten, auszumustern und der Vernichtung zuzuführen. Auch seuchenverdächtige Juden waren zu vernichten. Bettlägerige sollten durch Injektionen getötet, die anderen in den Krematorien bzw. im Bunker durch Gas vernichtet werden. Zu den Injektionen wurden meines Wissens Phenol, Evipan und Blausäure verwendet.

Sie hatten die sogenannten verschleierte Executionen durchzuführen. Es handelte sich dabei um polnische Häftlinge, deren Execution vom RSHA bzw. vom BdS des Generalgouvernements angeordnet war. Da die Execution aus politischen bzw. sicherheitspolizeilichen Gründen nicht bekannt werden durfte, sollte als Todesursache eine im Lager übliche angegeben werden.

Die so zum Tod verurteilten gesunden Häftlinge wurden von der Politischen Abteilung in den Arrest-Bl. 11 gebracht und dort von einem SS-Arzt durch Injektion liquidiert. Kranke wurden im Krankenbau ebenfalls durch Injektion unauffällig getötet. Der betreffende Arzt hatte dann auf der Todesbescheinigung eine rasch zum Tode führende Krankheit anzugeben.

Die SS-Ärzte hatten bei den Executionen der von den Standgerichten zum Tode Verurteilten zugegen zu sein und den Tod festzustellen. Ebenso bei den Executionen, die vom RFSS oder vom RSHA oder vom BdS d. G. G. befohlen waren.

Sie hatten bei Anträgen auf körperliche Züchtigung die zu bestrafenden Häftlinge auf Hinderungsgründe zu untersuchen und beim Vollzug dieser Strafe anwesend zu sein.

Sie hatten an fremdvölkischen Frauen — bis zum fünften Schwangerschaftsmonat — Schwangerschaftsunterbrechungen vorzunehmen⁴.

Zu dieser Tätigkeit wurde nun Professor DDr. Kremer kommandiert. Wir folgen seinem lückenlos wiedergegebenen Tagebuch:

30. August 1942:

Abfahrt Prag 8,15 über Böhmisches Trübau, Olmütz, Prerau, Oderberg. Ankunft im K.L. Auschwitz 17,36. Im Lager wegen zahlreicher Infektionskrankheiten (Fleckfieber, Malaria, Durchfälle) Quarantäne. Erhalte streng geheimen Instruktionsbefehl durch den Standortarzt *Hauptsturmführer Uhlenbrock* und werde im Haus der Waffen-SS in einem Hotelzimmer (26) untergebracht.

Randbemerkung: Stabsscharführer *Wilhelmy* siehe Virchowarchiv 1936!

31. August 1942:

Tropenklima bei 38° im Schatten, Staub und unzählige Fliegen! Verpflegung im Führerheim ausgezeichnet. Heute abends gabs z. B. saure Entenleber für 0.40 RM, dazu gefüllte Tomaten, Tomatensalat usw. Wasser ist verseucht, dafür trinkt man Selterswasser, das unentgeltlich verabfolgt wird (Mattoni). Erste Impfung gegen Flecktyphus. Photographische Aufnahme für den Lagerausweis.

1. September 1942:

Von Berlin schriftlich Führermütze, Koppel und Hosenträger angefordert. Nachmittags bei der Vergasung eines Blocks mit *Zyclon B* gegen die Läuse.

2. September 1942:

Zum 1. Male draußen um 3 Uhr früh bei einer Sonderaktion zugegen. Im Vergleich hierzu erscheint mir das Dante'sche Inferno fast wie eine Komödie. Umsonst wird Auschwitz nicht das Lager der Vernichtung genannt!

Professor Kremer nennt die Selektionen Sonderaktionen.

3. September 1942:

Zum 1. Male an der hier im Lager jeden befallenden Durchfällen mit Erbrechen und kolikartigen anfallsweisen Schmerzen erkrankt. Da ich keinen Tropfen Wasser getrunken, kann es hieran nicht liegen. Auch das Brot kann es nicht schuld sein, da auch solche erkrankten, die nur Weißbrot (Diät) zu sich genommen haben. Höchstwahrscheinlich liegt an dem ungesunden kontinentalen und sehr trockenen Tropenklima mit seinen Staub- und Ungeziefermassen (Fliegen).

4. September 1942:

Gegen die Durchfälle: 1 Tag Schleimsuppen und Pfeffermünztee, dann Diät für eine Woche. Zwischendurch Kohle und Tannalbin. Schon erhebliche Besserung.

5. September 1942:

Heute mittag bei einer *Sonderaktion* aus dem F.K.L. („Muselmänner“): das Schrecklichste der Schrecken. *Hschf. Thilo* — Truppen-

arzt — hat Recht, wenn er mir heute sagte, wir befänden uns hier am anus mundi. Abends gegen 8 Uhr wieder bei einer *Sonderaktion* aus Holland. Wegen der dabei abfallenden Sonderverpflegung, bestehend aus einem fünftel Liter Schnaps, 5 Cigaretten, 100 g Wurst und Brot, drängen sich die Männer zu solchen Aktionen. Heute und morgen (Sonntag) Dienst.

Im Lagerjargon wurden Häftlinge, die völlig heruntergekommen und nicht mehr arbeitsfähig waren, „Muselmänner“ genannt.

6. September 1942:

Heute Sonntag ausgezeichnetes Mittagessen: Tomatensuppe, 1/2 Huhn mit Kartoffeln u. Rotkohl (20 g Fett), Süßspeise und herrliches Vanilleeis. Nach dem Essen Begrüßung des neuen Standortarztes, *Obersturmführer Wirths*, der aus Waldbröl gebürtig ist. Sturmbannführer *Fietsch* in Prag war sein ehemaliger Regimentsarzt. Nun bin ich eine Woche im Lager, doch bin ich die Flöhe in meinem Hotelzimmer noch immer nicht völlig wieder los trotz aller Gegenmaßnahmen mit Flit (Cuprex) etc.

Einen erfrischenden Eindruck hat es bei mir gewonnen, als ich dem Adjutanten des Kommandanten meinen Antrittsbesuch machte und über seinem Arbeitszimmer die große auf Papier gemalte Inschrift „Radfahrer absteigen“ las. Übrigens hängt auch in der Schreibstube unseres SS-Revieres der bemerkenswerte Spruch:

Hast Du im Leben tausend Treffer,
Man sieht's, man nickt, man geht vorbei;
Doch nie vergißt der kleinste Kläffer,
Schießt Du ein einzig Mal vorbei.
Abends um 8 Uhr wieder zur Sonderaktion draußen.

7. September 1942:

Zweite Impfung gegen Flecktyphus. Heute regnerisches und kühleres Wetter.

9. September 1942:

Heute früh erhalte ich von meinem Rechtsanwalt in Münster, *Prof. Dr. Hallermann*, die höchst erfreuliche Mitteilung, daß ich am 1. d. M. von meiner Frau geschieden bin. Randbemerkung: Ich sehe wieder Farben; ein schwarzer Vorhang ist von meinen Leben weggezogen!

Später als Arzt bei der Ausführung der Prügelstrafe an 8 Häftlingen und bei einer Erschießung durch Kleinkaliber zugegen. Seifenflocken und 2 Stück Seife erhalten. Mittags springt vor dem SS Revier ein Civilist mein Rad wie ein Attentäter an, läuft neben mir her und bittet mich, ihm doch zu sagen, ob ich nicht Regierungsrat Hemm aus Breslau sei, mit dem ich eine ganz unglaubliche Ähnlichkeit habe. Er sei

mit diesem Herrn im 1. Weltkriege im Felde zusammen gewesen. Wieviele Doppelgänger habe ich eigentlich in der Welt?! Abends bei einer Sonderaktion zugegen (4. Mal).

10. September 1942:

Morgens bei einer Sonderaktion zugegen (5. Mal).

11. September 1942:

Heute Obersturmbannführer *Lolling* im Lager, bei dessen Vorstellung ich erst erfuhr, daß ich Hauptscharführer *Kitt* vertrete, der jetzt zur Erholung auf dem Obersalzberg sich befindet.

14. September 1942:

Zum 2. Male die Ausschwitzer Krankheit; Temperatur 37,8. Heute die 3. und damit letzte Spritze gegen Fleckfieber erhalten.

17. September 1942:

In Berlin bei der Kleiderkasse Allwettermantel bestellt nach Schneidermaßen:

Bis Taille 48, Ganze Länge 133, Halber Rücken 22, Bis Ellenbogen 51, Ganze Ärmellänge 81, Oberweite 107, Taillenweite 100, Gesäß 124. Uniformbezugsschein dafür beigegeben, d.h. für einen Uniform-Wetterschutzmantel. Heute mit *Dr. Meyer* das Frauenlager Birkenau besucht.

20. September 1942:

Heute Sonntagnachmittag von 3 — 6 Uhr Konzert der Häftlingskapelle in herrlichem Sonnenschein angehört: Kapellmeister Dirigent der Warschauer Staatsoper. 80 Musiker. Mittags gabs Schweinebraten, abends gebackene Schleie.

21. September 1942:

Wegen Otto an das Polizeipräsidium Köln (Abt. Kriminalpolizei) geschrieben. Abends Entenklein. *Dr. Meyer* erzählt mir von einer Vererbung eines Traumas (Nase) in der Familie seines Schwiegervaters.

23. September 1942:

Heute Nacht bei der 6. und 7. Sonderaktion, Morgens ist *Obergruppenführer Pohl* mit Gefolge im Haus der Waffen-SS eingetroffen. Vor der Tür steht ein Posten, welcher als erster seinen Präsentiergriff vor mir macht. Abends um 20 Uhr Abendessen mit *Obergruppenführer Pohl* im Führerheim, ein wahres Festessen. Es gab gebackenen Hecht, soviel jeder wünschte, echten Bohnenkaffee, ausgezeichnetes Bier und belegte Brötchen.

25. September 1942:

Gruppenführer *Grawitz* im Revier und Lager. Bei der Visite will er von mir wissen, was der Arzt bei allen Infektionskrankheiten zu allererst verordnet. Darauf weiß ich ihm wirklich keine Antwort zu geben, da sich das doch in dem Sinne nicht ganz allgemein angeben

läßt. Und was meinte er? Man höre und staune: ein Abführmittel! — Als wenn der Arzt bei jedem Schnupfen, jeder Angina, Diphtherie mit Abführmittel eingreifen würde — geschweige denn beim Abdominaltyphus! So läßt sich die Medizin nun doch nicht schematisieren, ganz abgesehen davon, daß der junge unerfahrene Revierarzt nach einigen Tagen ein frisches perforiertes Magenulkus durch das blinde Verordnen von Ricinus um die Ecke gebracht hatte.

27. September 1942:

Heute Sonntagnachmittag, 16 — 20 Uhr, Kameradschaftsabend im Gemeinschaftshaus mit Abendessen, Freibier und Rauchwaren. Rede des Kommandanten Höß und musikalische sowie theatralische Darbietungen.

30. September 1942:

Heute Nacht bei der 8. Sonderaktion zugegen. *Hstuf. Aumeir* erzählt mir auf Befragen, daß das K.L. Auschwitz eine Länge von 12 km und eine Breite von 8 km habe und 22.000 Morgen groß sei. Hiervon seien 12.000 Morgen unter dem Pflug und 2.000 Morgen Fischteiche.

3. Oktober 1942:

Heute lebendfrisches Material von menschlicher Leber und Milz sowie von Pankreas fixiert, dazu in absolutem Alkohol fixierte Läuse von Fleckfieberkranken. In Auschwitz liegen ganze Straßenzüge an Typhus darnieder. Habe mir deshalb heute früh die erste Serumspritze gegen Abdominaltyphus verabfolgen lassen. Obersturmführer Schwarz an Fleckfieber erkrankt!

*

Zu dieser — und einigen folgenden Eintragungen gab Professor Kremer später vor Gericht folgende Erklärung ab:

„In meinem Tagebuch erwähne ich an einigen Stellen die Entnahme von lebendfrischem Menschenmaterial zu Untersuchungszwecken. Dies ging folgendermaßen vor sich: Schon lange habe ich mich für Veränderungen im menschlichen Organismus als Folge von Hunger interessiert. (Im *Mikrokosmos-Jahrbuch*, Nummer 6/7 des Jahrganges 1942/43, hat Kremer unter dem Titel „Das Wesen und die Herkunft der mit der Zerstörung roter Blutkörperchen in Verbindung gebrachten eigenpigmenthaltigen Zellen der Milz“ eine Arbeit veröffentlicht, welche die Veränderung

von Zellen von Kaltblütlern nach experimentellem Hunger untersucht.) In Auschwitz habe ich dies dem Standortarzt vorgetragen, der sagte, daß ich zum Zweck solcher Untersuchungen lebendfrisches Material von solchen Häftlingen entnehmen kann, die mit Phenolinjektionen getötet werden. Zur Auswahl entsprechender Objekte besuchte ich den Block 28, wo die Untersuchung der Häftlinge, die sich krank gemeldet hatten, stattfand. Während dieser Untersuchung haben diejenigen Häftlinge, die als Ärzte eingesetzt waren, die Kranken dem SS-Arzt vorgeführt, die Krankheit beschrieben und der SS-Arzt hat daraufhin die Entscheidung getroffen, ob der betreffende Häftling im Häftlingskrankenbau oder ambulatorisch behandelt oder aber liquidiert werden solle, je nachdem, ob bei dem betreffenden Kranken Aussicht auf Verbesserung des Gesundheitszustandes bestand oder ob er arbeitsunfähig war. Diejenigen, die vom SS-Arzt zur Liquidation bestimmt waren, wurden von einem SS-Sanitäter abgeführt. Zu dieser Gruppe teilte der SS-Arzt vor allem diejenigen ein, bei welchen er die Diagnose „allgemeine Körperschwäche“ stellte.

Die Häftlinge dieser Gruppe habe ich genau betrachtet. Wenn mich einer wegen eines weit fortgeschrittenen Aushungerungsprozesses interessierte, dann gab ich dem Sanitäter den Auftrag, den Kranken für mich zu reservieren und mich von dem Termin zu verständigen, zu welchem er mittels Injektion getötet werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt wurden dann die von mir ausgewählten Kranken auf den Block geführt und dort in einen Raum gegenüber dem Saal, in welchem die Musterung stattgefunden hatte, gebracht. Der Kranke wurde dann noch zu Lebzeiten auf den Seziertisch gelegt. Ich trat zum Tisch und befragte den Kranken über Einzelheiten, die für meine Untersuchung von Interesse waren; so zum Beispiel nach dem Gewicht vor der Verhaftung, nach dem Gewichtsverlust in der Haft, ob er in der letzten Zeit Medikamente eingenommen hat und ähnliches. Nachdem ich diese Informationen erhalten hatte, trat der Sanitäter heran und tötete den Patienten mittels einer Injektion in die Herzgegend. Ich selbst habe nie tödliche Injektionen gegeben. Ich wartete in einer gewissen Entfernung vor dem Seziertisch mit vorbereiteten Tiegeln. Unmittelbar nach Eintritt des Todes als Folge der Injektion hatten Häftlingsärzte Teile aus der Leber und der Bauchspeicheldrüse entnommen, welche ich in die Tiegel legte, in denen sich eine Konservierungsflüssigkeit befand. In einzelnen Fällen ließ ich die Kranken, welche getötet werden sollten, um aus ihrem Körper Präparate für mich zu entnehmen, fotografieren. Die Präparate und die Fotografien nahm ich in meine Wohnung nach Münster. Ich weiß nicht, wo sie sich jetzt befinden.“

Im Tagebuch berichtet Kremer weiter:

6. Oktober 1942:

Ostuf. *Entress* auf seinem Motorrad verunglückt, Verband angelegt, der Kommandant *Höß* vom Pferde gestürzt; Ostuf. *Wirths* noch immer nicht zurück.

7. Oktober 1942:

Bei der 9. Sonderaktion (Auswärtige und Muselweiber) zugegen. *Wirths* wieder zur Stelle. Vertretung von *Entress* im Männerlager (Arztvorsteller usw.).

9. Oktober 1942:

1. Paket mit 9 Pfd. Schmierseife mit 200,-- M Wert nach Münster abgeschickt. Regenwetter.

10. Oktober 1942:

Lebendfrisches Material von Leber, Milz und Pankreas entnommen und fixiert. Faksimilestempel von Häftlingen anfertigen lassen. Zum 1. Male das Zimmer eingheizt. Noch immer Fälle von Flecktyphus und Typhus abdominalis. Lagersperre geht weiter.

11. Oktober 1942:

Heute Sonntag gabs zu Mittag Hasenbraten — eine ganz dicke Keule — mit Mehlklößen und Rotkohl für 1,25 RM.

12. Oktober 1942:

2. Schutzimpfung gegen Typhus; danach abends starke Allgemeinreaktion (Fieber). Trotzdem in der Nacht noch bei einer Sonderaktion aus Holland (1.600 Personen) zugegen. Schauerliche Scene vor dem letzten Bunker! (*Hössler!*). Das war die 10. Sonderaktion.

13. Oktober 1942:

Ustuf. Vetter angekommen. *Stubaf. Cäsar* ebenfalls an Typhus erkrankt, nachdem seine Frau vor einigen Tagen daran gestorben ist. Bei einem Strafvollzug zugegen und danach bei der Exekution von 7 polnischen Civilisten.

14. Oktober 1942:

Wetterschutzmantel (Größe 52) von Berlin erhalten. Preis 50.— RM. Auf Anregung vom Sanitätsamt beim Rektorat in Münster nach dem Beginn des Wintersemesters angefragt.

15. Oktober 1942:

Heute Nacht ist draußen der erste Reif gefallen; nachmittags wieder sonnig und warm. Lebendfrisches Material von Leber, Milz und Pankreas von einem Ikterischen entnommen.

13. Oktober 1942 Witzf. Jette angekommen. Graf. Bär der-
falls an Dysplasia erkrankt, nachdem me er
vor einigen Tagen daran gestorben ist. Bei
einem Graf. Klemm wegen und danach bei
der Exekution von 4 polnischen Zivilisten.

14. Oktober 1942 Walterschütz Mantel (Größe 52) von Berlin
gehalten, Preis 50,- RM. Auf Anregung vom
Sanitätsamt beim Rektorat in Münster
nach dem Beginn des Wintersemesters an-
gefragt.

15. Oktober 1942. Heute Nacht ist draußen der erste Reif gefallen;
nachmittags wieder sonnig und warm. Abend-
frisches Material von Leber, Milz und Kantray
von einem Polnischen entnommen.

16. Oktober 1942 Heute Mittag das 2. Paket mit 300,- RM Wert an
Leber, Leberfloden,
Nährmittel Frau Witzmann zum Aufheben abgelehnt. Im
Lager einen syndaktylen Juden photographieren
lassen (Vater & Mutter derselbe Jude).

17. Oktober 1942. Bei einem Graf. Klemm und 14 Exekutionen an-
gefragt. Lebendfrisches Material von Leber, Milz und
Kantray nach Silicopirin injektion entnommen.
Mit Witzmann nach Nikolai gefahren; vorher Witz-
mann er mir, daß ich länger bleiben muß.

18. Oktober 1942 Bei nachhaltigem Wetter heute Sonntag morgen
bei der 14. Sonderaktion (Holländer) anfragen.
Gräßliche Scenen bei drei Frauen, die um Witze
leben leben.

19. Oktober 1942 Mit Witzmann und Frau Witz nach Katowitz
gefahren zum Einbau von Schneidertischen für
den Wittermantel. Kunze über Nikolai.

24. Oktober 1942 Witzmann von der Dudde Wolle abgeimpft (Klebe).
25. Oktober 1942. Heute Freitag, bei unübermäßigem Herbstwetter Nachmittag
über Witze nach Budy Witzmann von seiner Fahrt
nach Witze wieder zurück (Exekutionen).

16. Oktober 1942:

Heute Mittag das 2. Paket mit 300.-- RM Wert an *Frau Wizemann* zum Aufheben abgeschickt. *Randbemerkung*: Seife, Seifenflocken, Nahrungsmittel. Im Lager einen syndaktylen Juden photographieren lassen (Vater u. Onkel dasselbe Leiden).

*

Zu den Paketen gab Professor Kremer vor Gericht folgende Erklärung ab:

„Auf dem Dachboden des Gebäudes, in welchem die Sektionen stattfanden, wurden Medikamente, verschiedene Werkzeuge und auch verschiedene Gebrauchsgegenstände, welche die Leute nach Auschwitz gebracht hatten, die direkt in die Gaskammer überstellt worden sind, gesammelt. Von diesen Gegenständen haben mir die Häftlinge verschiedene Sachen wie Seife, Zahnpasta, Zwirn, Stopf- wolle, Nadeln, Thermometer, Nagelscheren und andere Gegen- stände des täglichen Gebrauchs gegeben. Ich habe diese Sachen verpackt und meinen Bekannten geschickt.“

Und weiter im Tagebuch:

17. Oktober 1942:

Bei einem Strafvollzug und 11 Exekutionen zugegen. Lebendfrisches Material von Leber, Milz und Pankreas nach Pilocarpininjektion ent- nommen. Mit *Wirths* nach Nikolai gefahren; vorher eröffnete er mir, daß ich länger bleiben müsse.

18. Oktober 1942:

Bei naßkaltem Wetter heute Sonntagmorgen bei der 11. Sonderak- tion (Holländer) zugegen. Gräßliche Szenen bei drei Frauen, die ums nackte Leben flehen.

19. Oktober 1942:

Mit *Ostuf. Wirths* und *Frau Höß* nach Kattowitz gefahren zum Einkauf von Schulterstücken für den Wettermantel. Zurück über Ni- kolai.

24. Oktober 1942:

6 Frauen von der Budyer Revolte abgeimpft (*Klehr*).

25. Oktober 1942:

Heute, Sonntag, bei wunderschönem Herbstwetter Radtour über Raisko nach Budy. *Wilhelmy* von seiner Fahrt nach Kroatien wieder zurück (Zwetschenschnaps).

31. Oktober 1942:

Seit etwa 14 Tagen wunderschönes Herbstwetter, welches tagaus tag- ein im Garten des Hauses der Waffen-SS zu Sonnenbädern Veran- lassung gibt. Selbst die klaren Nächte sind verhältnismäßig mild. Weil *Thilo* und *Mayer* auf Heimaturlaub, bin ich mit den Funktionen des Truppenarztes betraut. Wegen notwendiger Reise zu meiner Dienstbe- hörde fünftägigen Urlaub zum SS-Lazarett Prag beantragt.

1. November 1942:

Heute, Sonntag, nach dem Revierdienst, hauptsächlich Blutentnahme in Venülen, um 13,01 von Auschwitz mit D-Zug nach Prag abgefahren. Unterwegs gibts Regen; der Zug ist überfüllt. Abends gegen 22,30 An- kunft in Prag, wo ich mich im Stockdunkeln über mehrere Straßen- bahnen schließlich bis zum SS-Lazarett vorarbeitete und oben von meiner bereits bekannten Schwester auf einer „Ottomanne“ zum Nachtlager verpackt wurde im Dienstzimmer von *Dr. Schreiber*.

2. November 1942:

Schon frühzeitig werde ich von *Dr. Schreiber* aus den Träumen und aus dem primitiven Pferdedeckenlager gerissen. Nach Frühstück in der Führerheimküche Aufgabe des 3. Paketes mit Stiefeln und Apfel- kompott nach Münster mit 300 RM Wert. Darauf Vorstellung beim Chef, *Stubaf. Fietsch*, und anschließend Stammgericht im „Deutschen Haus“ (Graben). Später Abholung meiner Zugstiefel (32 RM) in der Gersten- gasse und Rückfahrt zum erstklassigen Eintopfessen um 17,30 im Füh- rerheim mit reichlich Fleisch. Abends auf dem Zimmer von *Hstuf. Küttner*, der mir von seiner Operationstechnik an den Gaumentonsillen berichtet und die neuesten Berliner Witze erzählt (Odal. o du arme Landwirtschaft; England liegt am weitesten von Europa; was würdet ihr machen, wenn ich es wie Heß machte? Hermann: Führer, wir fol- gen Dir! Goebbels: Führer, wir danken Dir! usw.

3. November 1942:

Nach dem Frühstück mit der 17 hinauf zum Markt, wo ich mir Druck- knöpfe und vor allem eine piekfeine Kartoffelreibe erhamsterte. Von da zurück ins Zentrum, wo ich mir eine Vorlesungsbrille für 14,50 RM bestellte und dann im „Deutschen Hause“ wieder zu Mittag speiste. Um 3 Uhr besuchte ich dann gegenüber die Viktorialichtspiele, um mir „*Andreas Schlüter*“ anzusehen. Ich war förmlich überrascht von der höchst vornehmen und geschmackvollen Ausstattung dieses Raumes und muß gestehen, daß ich noch nie ein zweites so elegant ausgestat- tetes Kino erlebt habe. Der Film war mit einem ungeheuren Auf- wand gedreht worden und wurde von Heinrich George ganz hervor- ragend gespielt. Er zeigte wieder, wie ein ganz auf sich selbst einge- stellter schaffender Mensch in diesem Leben den gebührenden Lohn seiner Mitmenschen nicht findet und schließlich an Intrigen und Anfein- dungen zugrundegeht. Tief traf mich deshalb aus eigener Lebenserfah- rung das Schlußwort: „Das Leben geht vorüber; ewig bleibt das Werk.“

Lebendfrisches Material (Leber, Milz u. Pankreas) von 13. November 1942
einem vorher photographierten, stark atrophischen
jüdischen Häftling von 19 Jahren entnommen:
Fixiert wie stets Leber und Milz in Carnoy sowie
Pankreas in Zenker (Häftl. Nr. 68030). -66.
O-3408

Heute, Sonntagabend, Varietevorstellung im 14. November 1942.
Gemeinschaftshaus (ganz groß!). Besondere
Freude erregten die luxurianten Hunde und die
Geiten auf Kommando krählenden Fawerq-
hähne, der verpackte Mensch und die Radfahrgruppe.

Freitag bei einem Strafpolizei ausgeben. 15. November 1942.
eine Paket Schmirseife (rund 12 kg) mit 300.- 16. November 1942
Wort an Mia und Gretchen abgeschlossen.

Deutscher Koffer an Frau Wittenbaum abgegeben 17. November 1942
(5. Paket) mit 300.- Kt Wertangabe. Inhalt:
2 Flaschen Korymbosmirtwein, Vitamin- und (14 kg!)

Härtungspräparate, Rasierlingen, Wsche. u.
Rasiererker, Thermometer, Nagelzangen, Fodlerchen,
Gräpsrate in 96%igem Alkohol, Röntgenbilder,
Lebertran, Schreibsachen, Umschläge, Parfüm,
Gespinnste, Seife, Zahnpulver Max. Hart, Abends
Schneegeschloß, das die Haaren in Sumpf
und Morast verwandelt hat. Vorbereitung
für morgigen Abfahrt nach Prag. Im Koffer:
Gambor, Hammer, Piepermann, Zwickel und
im Krankenbau: Decke und Schürze, alleg
alte, Rachedraht Kämpfer und K 2- Gläser.
Häftlingsführer Othello schreibt mir einen Be-
wusstsein für eine Poeschekasse ab. Der
Arzt, Hauptsturmführer Bremer, hat
sich bei der Bereitstellung der notwendigen
Reagenzien stets sehr kameradschaftlich er-
weisen. Guntler, der Zahnarzt, ist nun nach
Prag versetzt.

Heute Mittag 13,28 über Oderberg, Mäh. 18. November 1942.
rösch-Ostern (unsteigen), Soreund, Othmüte
nach Prag abgefahren, wo ich um 22,44
anbrag und guten Anschluss zum La-
Raveli hatte. Hier sorgte die Nacht-

ich in den Schnellzug Wien-Krakau und hatte kaum ein Abteil 2. Klasse betreten, als ein Generalmajor sich zu mir gesellte, mit dem ich fast die ganze weitere Fahrt allein war, und der mir von seinen Fronterlebnissen erzählte und beim Abschied die Hand drückte. Dauer der Fahrt Prag-Auschwitz über 9 Stunden. An Ort und Stelle begab ich mich sofort ins Führerheim, wo ich mich mal wieder so richtig rundherum satt aß.

8. November 1942:

Heute Nacht bei 2 Sonderaktionen teilgenommen bei regnerischem trübem Herbstwetter (12. und 13.). Vormittags *Hschaf. Kitt*, einen aus Essen stammenden Schüler von mir, im Revier begrüßt. Nachmittags noch eine Sonderaktion, also die 14., die ich bisher mitgemacht habe. Abends gemütliches Zusammensein im Führerheim, von dem nunmehrigen *Hstuf. Wirths* eingeladen. Es gab bulgarischen Rotwein und kroatischen Zwetschenschnaps.

10. November 1942:

Heute 1. leichter Schneefall und in der Nacht Frost.

13. November 1942:

Lebendfrisches Material (Leber, Milz und Pankreas) von einem vorher photographierten stark atrophischen jüdischen Häftling von 18 Jahren entnommen. Fixiert wie stets: Leber und Milz in Carnoy sowie Pankreas in Zenker. (Häftlg. No. 68030).

14. November 1942:

Heute, Sonnabend, Varietevorstellung im Gemeinschaftshause (ganz groß!). Besondere Freude erregten die tanzenden Hunde und die beiden auf Kommando krähenden Zwerghähne, der verpackte Mensch und die Radfahrgruppe.

15. November 1942: Vormittags bei einem Strafvollzug zugegen.

16. November 1942:

Ein Paket Schmierseife (rund 12 Pfd.) mit 300.— RM Wert an Mia und Gretchen abgeschickt.

17. November 1942:

Kleiner Koffer an *Frau Wizemann* abgeschickt (5. Paket) mit 300.— RM Wertangabe. Inhalt: 2 Flaschen Konsumbranntwein, Vitamin- und Stärkungspräparate, Rasierklingen, Wasch- und Rasierseifen, Thermometer, Nagelzangen, Jodflaschen, Präparate in 96%igem Alkohol, Röntgenbilder, Lebertran, Schreibsachen, Umschläge, Parfüms, Stopfwohle, Nadeln, Zahnpulver usw. usw. Abends Schneegestöber, das die Straßen in Sumpf und Morast verwandelt hat. Vorbereitung zur morgigen Abfahrt nach Prag. Im Revier: *Jambor, Brauner, Biedermann, Wilks* und im Krankenbau *Klehr* und *Scherpe*, alles alte „Stachel-drahtkämpfer“ und „KZ-Hasen“. Stabsscharführer *Ontl* schwätzt mir

einen Bezugschein für eine Breecheshose ab. Der Apotheker, *Hauptsturmführer Kroemer*, hat sich bei der Bereitstellung der notwendigen Reagenzien stets sehr kameradschaftlich erwiesen. *Sauther*, der Zahnarzt, ist nun nach Minsk versetzt.

18. November 1942:

Heute Mittag 13,20 Uhr über Oderberg, Mährisch Ostrau (umsteigen), Prerau, Olmütz nach Prag abgefahren, wo ich um 22,11 eintraf und guten Anschluß zum Lazarett hatte. Hier sorgte die Nachtschwester Anna, daß ich wieder mein früheres Zimmer beziehen konnte.

19. November 1942:

Nach Meldung beim Chefarzt und Frühstück Abholung des Koffers vom Bahnhof und dann Mittagessen im „Deutschen Hause“. Nachmittags Abgabe der mir leihweise überlassenen Uniformstücke an die Kammer und Packen der Koffer.

20. November 1942:

Frühstück, Verabschiedung vom stellv. Standortarzt *Hünstedt* aus Hameln, Stubaf. *Matz* aus Stettin, Stubaf. *Küttner*, Hschf. *Dreddling*, Ustuf. *Fasching*, Hstuf. *Koerber* u. a. Ustuf. *Jung*, der Röntgenarzt, stellt mir schöne Röntgenaufnahmen für meine Vorlesung in Aussicht. Nach Ausstellung des Fahrscheines wird das Passagiergut zum Hiberner-Bahnhof gebracht. Abfahrt 16,13 über Dresden, Leipzig, Hannover, Osnabrück. Ankunft in Münster 6,38.

24. November 1942:

Zum 1. Male in der neuen Anatomiebaracke am Westring.

Die Universitätsferien sind zu Ende, Professor Kremer ist wieder zu Hause in Münster.

An Hand der Tagebucheintragungen konnten später Richter in Münster Kremer nachweisen, daß er in Auschwitz als SS-Arzt an 15 Sonderaktionen teilgenommen hat. Da die Zeiten dieser Selektionen feststehen und in Auschwitz Unterlagen erhalten geblieben sind, aus denen hervorgeht, wieviele Häftlinge seinerzeit von jedem dieser Transporte ins Lager eingewiesen worden waren, und da auch in vielen Fällen nachgewiesen werden kann, wieviele Personen bei der Abfertigung der Deportationszüge einwaggoniert worden waren, läßt sich bei elf von den erwähnten fünfzehn Sonderaktionen die Zahl derer rekonstruieren, die damals an der Rampe in Auschwitz vom diensthabenden SS-Arzt — von Professor DDr. Kremer — mit einer Handbewegung in den Tod geschickt worden sind.

Transport aus	Ankunft in Auschwitz	Zahl der Deportierten	Ins Männerlager eingewiesen	Ins Frauenlager eingewiesen	Insgesamt als Häftlinge ins Lager	Für den Tod in den Gaskammern selektiert
Drancy, Frankreich	2. 9.	957	12	27	39	918
Westerbork, Holland	5. 9.	714	—	53	53	661
Drancy, Frankreich	6. 9.	981	16	38	54	927
Drancy, Frankreich	9. 9.	893	59	52	111	782
Malines, Belgien	10. 9.	1.001	21	64	85	916
Westerbork, Holland	22. 9.	713	133	50	183	530
Westerbork, Holland	30. 9.	617	37	119	156	461
Westerbork, Holland	7. 10.	2.012	40	58	98	1.914
Westerbork, Holland	11. 10.	1.703	344	108	452	1.251
Westerbork, Holland	18. 10.	1.710	—	116	116	1.594
Drancy, Frankreich	8. 11.	990	145	82	227	763
Insgesamt		12.291	807	767	1.574	10.717

Von vier Transporten — aus Lublin und aus der Slowakei — fehlen die Stärkeangaben.

Was hat nun der Herr Universitätsprofessor, der aus Auschwitz in die beschauliche Ruhe seines alten Wirkungskreises zurückgekehrt ist und die Uniform abgelegt hat, seinem Tagebuch anvertraut? Einmal tobt er; man müsse sich schämen, ein Deutscher zu sein.

13. Januar 1943:

Frau Glaser ist heute nach Krefeld abgefahren. Auf dem Amte für Volksgesundheit eröffnete mir *Gülker*, daß *Fenner* sich am Gau wegen meiner Sache — Lehrstuhl für Vererbungsbiologie — für mich eingesetzt habe, aber zu hören bekommen habe, daß ich wegen meiner Driburger Arbeit — Bemerkenswerter Fall zur Frage einer Vererbung von Verstümmelungen — nicht in Frage käme. Weiter läge gegen meine Person nichts vor. Das ist also die so hochgepriesene Freiheit der Wissenschaft! Eine größere Knebelung kann man sich kaum vorstellen. Die Wissenschaft mit verbundenen Augen ist und bleibt nur eine Farce. So bin ich tatsächlich ein Opfer meines reinen Glaubens an ein wissenschaftliches Ideal und an eine unbegrenzte Freiheit der Forschung geworden, denn nie hätte ich mir träumen lassen, daß es tatsächlich so etwas wie „geknebelte Wissenschaft“ geben könne. Dadurch hat man der Wissenschaft den Todesstoß versetzt und sie außer Landes verwiesen! So ist es heutzutage in Deutschland nicht besser

Für den Tod in
den Gaskammern
selektiert

als in jenen Zeiten, als *Galilei* sein Wort widerrufen mußte und da man die Wissenschaft durch Folter und Scheiterhaufen knebelte. Wohin in aller Welt soll das noch im 20. Jahrhundert führen!!! Beinahe möchte ich mich schämen, ein Deutscher zu sein. So werde ich als ein Opfer der Wissenschaft und ein Fanatiker der Wahrheit meine Tage beschließen müssen.

Randbemerkung: Es gibt keine arische, negride, mongolide und jüdische Wissenschaft, sondern nur eine wahre und falsche!

Kremer hatte durchaus keine Hemmungen, auch Dinge ins Tagebuch einzutragen, die für ihn gefährlich sein mußten, falls sie Funktionären der NSDAP vor Augen kamen:

1. März 1943:

War heute zwecks Eintragung beim Schuster Gr[...]mühl, wo ich ein aus Kattowitz an ihn gerichtetes Flugblatt der Soz. Partei Deutschlands zu sehen bekam. Aus ihm ging hervor, daß wir bereits 2 Millionen Juden liquidiert hätten durch Erschießen und durch Giftgas.

Vergebens wird man aber eine Notiz, auch nur eine Andeutung suchen, die darauf hinweist, daß sich der Herr Universitätsprofessor mit dem furchtbaren Geschehen in Auschwitz, dessen Zeuge er war und an dem er aktiv teilgenommen hat, auseinandersetzt. Sein Tagebuch beweist, daß ihn lediglich die Intrigen bewegen, die an der Universität gegen ihn gesponnen werden:

5. März 1943:

Mußte heute mit der Sammelbüchse für das Kriegswinterhilfswerk los. In der Stadt wurde man zumindest als lästig empfunden. Einen Bombenerfolg hatte ich zu guter Letzt im Gauamt für Volksgesundheit, wo mir die Büchse förmlich dank der Mithilfe von Herrn *Gülker* aus der Hand gerissen wurde; sogar ein 10-Markschein war darunter. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Herr *Gülker*, daß *Gaugesundheitsführer Fenner* nochmals wegen meiner Angelegenheit beim Gau vorstellig geworden sei, aber er stieß seitens der Universität (*Mevius* und *Becher*) auf hartnäckigen Widerstand. Er schlug mir dann vor, um dem Ärger zu entgehen, mir doch ein Krankenhaus geben zu lassen, eine Anregung, die bestimmt von seiten der Universität kam, um mich so auf dem einfachsten Wege los zu werden. Als Facharzt für Chirurgie würde das, wie er immer wieder betonte, gerade heute gar keine Schwierigkeiten machen. So könnte ich z. B. das Kreiskrankenhaus Herford ohne weiteres als Chefarzt haben. Ich merkte sofort, daß ich den Herrn an der Universität wegen meiner wissenschaftlichen Leistungen und meiner langjährigen aktiven Tätigkeit in der Partei allmählich auf die Nerven falle. Sie haben ein sehr schlechtes Gewissen

918
661
927
782
916
530
461
1.914
1.251
1.594
763

10.717

aus der
der aus
en Wir-
m abge-
tobt er;

Amte für
u wegen
nich ein-
n meiner
ererbung
ge gegen
Freiheit
um vor-
leibt nur
Glaubens
iheit der
e, daß es
nne. Da-
sie außer
t besser

und wollen sich der weiteren Verantwortung dadurch entziehen, daß sie mich einfach abschieben, um dann später sich rein zu waschen und zu sagen, ich habe es ja selbst gewollt. Nein — ich werde mir die Sache wohl überlegen — und denke gar nicht daran, mich als ältesten Parteigenossen der Münsterschen Dozentenschaft kaltstellen zu lassen. Durch ihr Verhalten mir gegenüber beweisen diese maßgebenden Persönlichkeiten ja eindeutig, daß bei ihnen auch die immer wieder im Munde geführten Parteiverdienste gar nichts gelten. Wie mir schließlich Herr *Gülker* weiter mitteilte, habe er sich auch bei der Gestapo erkundigt und erfahren, daß dort gegen meine Persönlichkeit gar nichts Abträgliches bekannt sei. Es scheint sich also wieder um ein von *Mevius* ausgehendes allgemeines Intrigenspiel zu handeln.

24. Mai 1943:

Heute 11 Uhr im Gauhaus Besprechung mit *Dr. Grässner* nicht, wie ich angenommen hatte, über den Driburger Fall, sondern um mich in den Gaupropagandaapparat (Bevölkerungspolitik, Rassenhygiene) als Redner einzuspannen. Er schlug mir vor, zunächst noch einen Kurs in Berlin-Babelsberg über diese grundlegenden Fragen mitzunehmen, ein Gedanke, den ich selbstredend — schon um mich mal wieder in Berlin nach gewissen Käfern umzusehen — mit Freuden aufgriff. Vielleicht war dies nur einer der vielen Gründe, mich auf alle mögliche Art wissenschaftlich kalt zu stellen; denn man schaut nicht hinter die Kulissen der mir persönlich alles Übel wollenden Universitätsbüttel, denen ich immer und ewig wegen meiner Arbeiten und wegen meines frühesten Eintritts in die Partei ein Dorn im Auge bleibe. Also abwarten!

Sonst liest man in all diesen Monaten nur von Belanglosigkeiten, von Ausflügen, von Gesprächen mit Verwandten, von einer Beförderung zum SS-Obersturmführer mit Wirkung vom 30. Januar 1943, und immer wieder vom Essen.

Harte Worte findet Kremer, als die Luftangriffe der Alliierten Münster schwer treffen und immer heftiger werden.

26. August 1943:

Alles nimmt in stiller Erbitterung und fast in Verzweiflung die schweren Bombenangriffe der Angloamerikaner auf die deutschen Städte wahr und wartet und wartet auf Vergeltung. Jeder weiß, daß etwas geschehen muß; denn so kann es nicht weiter gehen. Wer die Werke der Kultur angreift, der führt Krieg gegen die gesamte ziviilierte Menschheit und nicht gegen uns allein. Heute kam der Blockleiter von der Partei und erkundigte sich bei den Parteigenossen, wer im Besitze einer Pistole sei. Der Grund hierfür war nicht zu ermitteln.

11. Oktober 1943:

Ein Gang in die Stadt: Die Schäden sind unermesslich, die Menschenverluste wohl an die Tausend, die Zerstörungen ganz verheerend. Generationen vermögen das wohl nicht mehr aufzubauen, was eine irrsinnig gewordene Menschheit in einer Viertelstunde vernichtete, ganz abgesehen von den nicht wieder zu ersetzenden Kunstwerten, die der Menschheit auf ewig genommen sind. Der Spiekenhof ist nur noch ein Schutthaufen und für jeglichen Verkehr gesperrt; ein ähnliches Bild bietet die Ägidiistraße. Das Herz dreht sich einem im Leibe um, wenn man so etwas sieht. Kein Wunder, daß es nach derartigen Verheerungen so oft Todesfälle an Herzschlag gibt. Man trägt tatsächlich zu viel, wenn man diese Greuel an sich vorüberziehen läßt und ist froh, wenn man schließlich wieder seine vier Wände um sich hat. Gibts da noch eine ewige Gerechtigkeit, eine Vorsehung und einen Herrgott, ohne dessen Willen ja kein Haar von unserem Haupte fällt? Er, der es zuläßt, daß gerade die Einrichtungen, die seiner Ehre und Verherrlichung dienen, am schlimmsten getroffen werden. Wer gibt uns eine Antwort auf dieses Rätsel? Der Dom steht nur noch mit einem Hauptturm da, das Dach des Langschiffs ist völlig eingestürzt und hat das Innere mit sich in den Schutt gerissen. Uralte Konstruktionen, Malereien, Plastiken, Epitaphien haben die Hand des Allerhöchsten fühlen müssen, der ruhig zusieht, wenn seine Heiligtümer in der Weise geschändet werden. Es tut einem wehe, wenn man sieht, wie unten im Turm die bekannte Pietà von Tehenbach (?) in Stücke gerissen wurde. Der Crucifixus steht noch von der marmorweißen Gruppe, aber die Madonna liegt zerschlagen irgendwo im Schutt. Wie ein Gespenst schreitet noch an der linken Säule der riesenhafte Christophorus daher und trägt den Jesusknaben auf seinen Schultern über Schutt und Asche, Rauch und Trümmer.

Ich stehe vor dem mit einigen Brettern und Latten provisorisch vernagelten Hauptportal und blicke mir mit einer Menge Passanten die unfaßbaren Zerstörungen des Inneren an, da ein Betreten des Domes wegen der drohenden Einsturzgefahr nicht mehr möglich ist, als sich ein biederer Landser mit Schaudern von der Gruppe ablöst und sich mit den Worten: „Da hat ja Clemens-August das, was er wollte!“ Luft macht. Unwillkürlich richten wir unsere Blicke auf das gegenüberliegende bischöfliche Palais, von dem kaum noch die Mauern stehen. Ja, das war die Quittung auf die Rechnung, die dieser Bischof durch seine famosen Predigten gegen die Regierung aufgestellt hatte. Sie wurden damals von Hand zu Hand verbreitet und in alle Welt zerstreut. Wie oft habe ich es selbst aus dem Munde von Münsteranern zu hören bekommen, daß der Engländer nur wegen Clemens-August nicht nach Münster komme; er schütze die Stadt. Und nun ist auch diese Hoffnung zu Grabe getragen und kleinlaut zieht Männlein und Weiblein an dieser Hochstätte des politischen Katholicismus vorbei, der es sich noch vor kurzem ein Jahr strikte verboten hatte, wenn einige nicht benutzte Turmecken einiger Münsterscher Kirchen zum Unterstellen

von Möbeln bombenbeschädigter Familien benutzt wurden. Wie hatte man damals geschrien: „Möbel von einem SS-Mann!!!“

Das war die Vergeltung aus erster Hand! Die geweihten Hostien lagen verbrannt, angekohlt und zertreten im Staub; die Menschen schlugen sich einen Weg durch den bischöflichen Garten, um wieder vom Westen auf den Domplatz kommen zu können und an der Lambertikirche schlug die Hand Gottes die ganze Decke des Langschiffes nebst Altar und Sakristei ein. Jetzt aber schweigen die ehemals fanatischsten Hetzer, als es noch gegen den Führer und die nationalistische Regierung ging, und sehen sich nun nach einem Hintertürchen um, wie sie ihren geduldigen, hirnlosen Schafen nun diese Seite des Weltgeschehens beibiegen wollen. Ja, es ist nun einmal so: in ihrem Sinne müssen sie nun eingestehen, daß die strafende Hand Gottes nicht etwa das gottlose Münster, wie sie so gerne möchten, sondern nunmehr gerade sie selbst und ihre Gotteshäuser aufs schrecklichste getroffen hat. Aber das Volk schaltet die Gedanken aus und nimmt auch dieses in Kauf, wenn es um die Erhaltung der Religion, des höchsten menschlichen Dummheitsluxus, geht. Sie trösten sich über alles mit Gedankenlosigkeit hinweg auch wenn das ganze Clemenshospital dort mitten in der Stadt mit seiner berühmten Schlüterschen (?) Barockkirche in Trümmern liegt, und der Herrgott sogar an die Hundert Nonnen mit der Generaloberin und ihrem ganzen Stabe, der Provinzialoberin usw. durch die Hand der amerikanischen Flieger zu Tode beförderte, abgesehen von den Geistlichen, hinter denen die münstersche Frauenwelt ganz besonders herjammert. Aber diese Massen von namenlosen Toten, die zerfetzt in alle Winde flogen wie der Müll und der pulverisierte Stein der Wohnungen, die hier und dort im Splittergraben kaum [...] durch Volltreffer zerrissen wurden, die nach einer fröhlichen Kinoschau (?) von Kellergewölben erdrückt wurden und die schließlich unter dem mächtigen Bogen der Bahnhofunterführung ihr Leben dahingeben mußten, sie alle sind eine einzige Anklage gegen die göttliche Vorsehung, gegen die alles Gebetsgestammel und Augenaufschlagen eitles Geschwätz und Scheinheiligkeit bedeutet. Die ganze Pfaffenwirtschaft hat ihre schwerste Niederlage erlitten; den mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen ... (unlesbarer letzter Absatz).

Die „famosen Predigten des Bischofs von Münster“, die Kremer erwähnt, waren die mutigen Anklagen des Kardinals von Galen, der öffentlich gegen die Morde protestierte, welche der nationalsozialistische Staat unter der Tarnbezeichnung „Euthanasie“ begangen hat. Kremer wußte aus eigener Anschauung ganz genau, wohin der Weg, mit der „Euthanasie“ begonnen, geführt hat. Sollte er das vergessen haben, als er so abfällig über den Bischof schrieb?

An seinem 60. Geburtstag unterbricht er die nichtsagenden alltäglichen Eintragungen und gibt seiner

26. I
Heu
folgen
„Pro
der a
der U
Leben
Straß
wissen
philos
hatte
stätst
Kranl
klinik
Bonn
ster f
nannt
1939.
bung:
Kei
schaft
Büch
Fähig
Geda
Fabri
sich
licher
len u
alleir
Geist
licher
diesb
Bech
in m
mich
eiger
nomr
denn
arbei
men.
unte
dung
verle
ganz
die

Enttäuschung Raum, weil er sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten so sehr behindert fühlt:

26. Dezember 1943 (Sonntag)

Heute lese ich in der Weihnachtsnummer der Münsterschen Zeitung folgende Notiz:

„Prof. Dr. Johann Kremer 60 Jahre alt. Am 26. Dezember vollendet der außerplanmäßige Professor für menschliche Vererbungslehre an der Universität Münster, Dr. med. Dr. phil. Johann Kremer, sein 60. Lebensjahr. In Stelberg bei Köln geboren, studierte er in Heidelberg, Straßburg und Berlin zunächst Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften und später Medizin. Nachdem er 1914 in Berlin den philosophischen und 1919 den medizinischen Doktorgrad erworben hatte und längere Zeit als Assistenzarzt an der Chirurgischen Universitätsklinik der Charité, an der Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses Berlin-Neukölln, an der Chirurgischen Universitätsklinik Köln und als Prosektor an den Anatomischen Instituten in Bonn und Münster tätig gewesen war, habilitierte er sich 1929 in Münster für Anatomie und wurde dort 1936 zum u. b. a. o. Professor ernannt. Seine Ernennung zum außerplanmäßigen Professor erfolgte 1939. Gleichzeitig erhielt er den Lehrauftrag für menschliche Vererbungslehre.“

Kein Wort, geschweige denn eine Stellungnahme zu meinen wissenschaftlichen Arbeiten! Die Vertreter der orthodoxen Wissenschaft, die Büchergelehrten wagen es nicht [...], trauen sich überhaupt nicht die Fähigkeit zu, über meine Arbeiten eine Kritik abzugeben. Wer eigene Gedanken hat, ist eben aus ihren Reihen ausgeschlossen; nur geistlose Fabrikware am laufenden Band wissen sie zu schätzen. Daraus erklärt sich immer wieder, warum man mir auch bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten fortgesetzt Hindernisse in den Weg legt; denn sie wollen und würdigen nur ihre Wissenschaft und behaupten, daß sie die alleinrichtige ist. Dieser Dogmatismus unterdrückt dann jede eigene Geisteshaltung und boykottiert jede Leistung, die mit ihren herkömmlichen Ansichten nicht übereinstimmt. So erhalte ich trotz mancher diesbezüglicher Vorstellungen beim Dekan der med. Fakultät, bei Becher doch keinen Arbeitsplatz im Anatomischen Institut, so daß ich in meinen wissenschaftlichen Arbeiten völlig kaltgestellt bin. Ich trage mich deshalb mit dem Gedanken, mir nach dem Kriege selbst mit eigenen Mitteln ein kleines Laboratorium einzurichten. Im Grunde genommen, ist es ja nur ein Mikrotom, das ich so dringend benötige; denn ich habe aus Auschwitz Material mitgebracht, das unbedingt verarbeitet werden muß. Dazu ist mir heute früh ein Gedanke gekommen. Ich werde meine Gedanken in Buchform herausgeben, etwa unter dem Titel: „Gewebliche Rückbildung“ oder „Gewebrückbildung“ oder „Histolyse“, damit meine Anschauungen wenigstens nicht verloren gehen; denn sie sind und bleiben richtig, auch wenn sich die ganze orthodoxe Wissenschaft dagegen wehrt. Diese hat ja erst nur die Hälfte des Lebens bisher berücksichtigt, spricht von Histogenese,

aber nicht von dem integrierenden Bestandteil der Histolyse, schreibt Bücher über Menschliche Entwicklungslehre und vergißt dabei den 2. ebenso wichtigen Teil, die Menschliche Rückbildungslehre, von der ja schon die Altersinvolution einen wesentlichen Bestandteil darstellt. Ebenso gibt es meiner Ansicht nach nicht nur eine Eentwicklungsgeschichte, sondern ebensogut auch eine Rückbildungsgeschichte. Es ist ja nicht zu sagen, wie sich diese Büchergelehrten durch die Aufstellung der Begriffe Leukocyten und Phagocyten in eine Sackgasse veranant haben, aus der sie ohne einen radikalen Eingriff eines Außenstehenden ja niemals mehr herauskommen. Ich werde diese Histologie der Rückbildungen schreiben und hoffe, daß sie an meinem 65. Lebensjahre fertig ist. Das wesentliche ist, daß ich in diesem Buche ja den Nachweis führe, daß diejenigen Zellen, welche offiziell als Leukocyten oder Phagocyten angesprochen werden, ja in Wirklichkeit abgelöste, mehr oder minder zerfallene oder noch mit den Trümmern der zerfallenden Gewebe beladene echte Gewebezellen sind, welche sich, wie ich das so schön bei den pigmentführenden Leberzellen habe nachweisen können, in die Blutbahn abgelöst haben, teils dadurch noch in andere Organe verschleppt werden und schließlich ihrer völligen Auflösung entgegengehen. — Heute gabs als Festessen: 1/2 Pfund Kalbsbraten mit Steinpilzgemüse.

Wurde Kremer durch die Erinnerung an die Opfer und an die Umstände, unter welchen er seinerzeit in Auschwitz die Präparate entnommen hatte, überhaupt nicht mehr belastet?

Weiterhin beherrscht der Alltag das Tagebuch. Der Speisezettel, Luftangriffe, häusliche Probleme — das sind die Themen. Dann nähern sich die amerikanischen Truppen Münster; der Krieg geht zu Ende. Der Mann, der in der Uniform eines SS-Offiziers im Konzentrationslager Auschwitz gehorsam über Leben und Tod von mehr als 10.000 Menschen entschieden hatte, schildert seine Eindrücke und Gedanken in diesen Tagen mit folgenden Worten:

2. 4. 1945: (Ostermontag)

Ein herrlicher Vorfrühlingstag, teils sonnig, teils regnerisch. Draußen ist durch den Regen mit einem Male alles grün geworden. Kurz nach dem Frühstück fuhr ich, da noch immer Leute mit Waren angezogen kamen, noch einmal zum Sportplatz, fand aber alles entleert und verschlossen vor. Es gelang mir aber, von den zusammengefügten Erbsenhaufen noch zwei große Luftschutztüten „für die Hühner“ voll zu füllen und nach Hause in Sicherheit zu bringen. Es war auch höchste Zeit; denn die Einschläge der feindlichen Artillerie lagen schon auf dem Platz. Auch hatten unsere Soldaten, ein bunter in Münster zusammengeraffter Haufen aller möglichen Waffengattungen, die

ganze S
Erdlöche
werden s
losen Ka
konnte.
kam viel
Faust lo
ernster v
bereits v
donner i
Granater
schineng
wohnung
geben, v
stände n
der leere
lager zu
fahr zu
abgesehe

3. 4. 19

Die E
windiges
Schon fr
begab ic
Rollen a
die Pan
beiden S
in der F
Kliniker
kaum zu
nen her
man au
die Leut
da tauch
und ihre
nach un
Stiche g
obachten
holt wu
anschna
geben.
persönl
draußen
nenen F
Teil se
Milcheit
packet

ganze Straße entlang bereits in Schützenlinie ausgeschwärmt und Erdlöcher gebuddelt. Kein Mensch wußte aber, ob Münster verteidigt werden sollte. Jedenfalls hielt es jedermann für einen ganz aussichtslosen Kampf, zumal, da kein Mensch die Leute mehr zusammenhalten konnte. Wenn z. B. ein Mann mit 20 Mann ausgeschickt worden war, kam vielleicht nur mehr die Hälfte zurück; der Rest war auf eigene Faust losgegangen. Man merkte auch jetzt bald, wie die Situation ernster wurde. Man erzählte sich, daß die Flakkaserne in Gievenbeck bereits von den Amerikanern besetzt sei. Auch wurde der Geschützdonner immer heftiger und man hörte das fortgesetzte Heulen der Granaten über unseren Köpfen vereint mit dem Knattern der Maschinengewehre. Da wurde es doch auch mir oben in der Mansardenwohnung etwas unangenehm, und ich mußte mich in den Keller begeben, wohin ich auch allmählich die wichtigsten Gebrauchsgegenstände mit Frau Glaser schaffte. Für die Nacht machten wir uns in der leeren Deppe'schen Wohnung auf den dortigen Ballen ein Nachtlager zurecht, da wir von hochparterre leichter in den Keller bei Gefahr zu kommen wähten. In der Nacht war es aber auffallend ruhig, abgesehen von einem kürzeren Feuerschlag der schweren Artillerie.

3. 4. 1945: (Osterdienstag)

Die Ereignisse überstürzen sich! Draußen herrscht regnerisches windiges Wetter und das Barometer schwankt um Veränderlich! Schon früh werden die Leute auf der Straße unruhig. Gegen 7 Uhr begab ich mich oben ans Küchenfenster, da ein ganz schweres dumpfes Rollen an meine Ohren drang. Und siehe da! Im Regenwetter rollten die Panzer vom Coestelder (?) kreuz über den Westring heran, an beiden Seiten weithin von Fußtruppen flankiert. Nun wurde es auch in der Hüfferstraße rege, d. h. bei den wenigen Leuten, die nicht im Klinikenkeller oder im Bunker verblieben waren. Man hing — es ist kaum zu glauben — Bettücher oder weiße Vorhänge als weiße Fahnen heraus oder begnügte sich wenigstens mit weißen Tüchern, die man auf die Fensterbrüstung ausbreitete (Gerdemann, Kirchen[...], die Leute über [.....] usw. usw.). Es dauerte auch gar nicht lange, da tauchten die ersten Amerikaner mit ihrem schußbereiten Gewehr und ihren erdfarbenen Uniformen [.....] auf und suchten die Häuser nach unseren versprengten Soldaten ab, die von ihren Offizieren im Stiche gelassen worden waren. Von meinem Fenster aus konnte ich beobachten, wie Hittorfstr. 13 bei Loos etwa 30 Mann aus dem Keller geholt wurden. Die armen Jungens mußten die Hände hochnehmen, sich anschnautzen lassen und sich möglichst schnell in Doppelreihe weggeben. Einige Zeit später lernte ich bereits den ersten Amerikaner persönlich kennen, der sich mit Frl. Fröhling und Frau Glaser draußen vor der Haustür unterhielt. Er machte einen ruhigen, besonnenen Eindruck und verteilte an die Damen und an mich sogar einen Teil seiner Cigaretten. Übrigens brachte Frau Glaser von ihrem Milcheinholen bei Konerdings bereits ein ganzes Militärfrühstücks-packet mit Keks, Dörrobst, Kaugummi, Zigaretten, Zucker und Milch-

kaffee nach Hause, das sie im Regen auf der Straße aufgelesen hatte. Man wunderte sich übrigens, als man die Amerikaner tatsächlich unter Regenschirmen Soldat spielen sah. Es waren durchschnittlich mittelgroße, jüngere und gut genährte Leute, denen man zuweilen den Rassenmischling deutlich ansah. Zumal war die Bekleidung und Waffenausrüstung erstklassig. Ein wirklich tolles Stück erlebte ich dann gegen 16 Uhr, als Frau Glaser eben ausgefahren war und ich mich zum Herausholen von Sachen in den Keller begeben wollte. Ganz unverhofft stieß ich nämlich auf der untersten Stufe der Kellertreppe auf zwei ganz unheimliche Gestalten, die sich an unserem Keller zu schaffen machten und mich plötzlich mit einem flackernden Kerzenstummel beleuchteten. Der eine der beiden Gesellen war durch das Fenster in unseren Keller eingedrungen und kehrte mir sein Hinterviertel zu, während der andere im Kellerflur stand und ihm mit der Kerze leuchtete. Im ersten Moment dachte ich, es handle sich hier um 2 Einbrecher, amerikanische Soldaten, welche sich an unsere Vorräte heranmachten. Ich merkte aber bald, als ich mich mit ihnen verständigte, daß sie dort nach Unterschlupflöchern, Waffen, Munition, usw. suchten. Ich ging ihnen aber nicht von der Pelle, redete ihnen etwas zu und verstand es so, mehr und mehr ihr Interesse abzulenken und sie auf diese Weise nach kurzer Zeit, ohne daß sie die Oberwohnung betreten hatten, wieder aus dem Hause zu bekommen. Später hörte ich dann, daß die beiden parterre bei Lückes ein Fenster eingeschlagen hatten, nach Durchstöbern der Wohnung in den Keller gelangt waren und hier überall herumspioniert hatten. Inzwischen wurde auch der noch fahrbereite Wagen von Prof. Lenhartz aus der Garage hinter dem Hause requiriert. Abends brach gelegentlich die Sonne mit Kraft im abgehenden Regen durch und man sah dabei einen solch herrlichen Regenbogen über der Stadt Münster, wie ich ihn nur selten in meinem Leben habe beobachten können. Trotzdem ging der Krieg weiter, die Kanonen dröhnten vielfach mit unverminderter Stärke und Massen von Kriegsfahrzeugen durchrasten die Stadt. Unheimliche Gerüchte von drakonischen Anordnungen gingen herum.

Der Krieg ist aus, der Nationalsozialismus ist zerschlagen. Professor Kremer führt sein Tagebuch weiter. Er hat Schwierigkeiten wegen seiner Mitgliedschaft bei der SS. Aber man kann sich helfen.

6. 8. 1945:

Hatte gestern und heute nacht starke Beschwerden im Bereiche der Blase, der rechten Niere und des rechten Harnleiters, die meines Erachtens auf den Durchtritt eines Niernsteines zurückzuführen sind. Erhalte heute vom geschäftsf. Oberbürgermeister Zuhorn den *Heranziehungsbefehl zum Schippen*. Beginn der Arbeit: Morgen um 19 Uhr auf dem Servatiiplatz. So etwas muß man sich gefallen lassen, weil

man SS-
tatsächli
und der
erbung e
der aller

7. 8. 194

Das St
hatten, v
Schluß e
den soll.
in der W
räumung

9. 8. 19

Frau G
Auch ih
usw. vor
heit hält
zum Sch
zeigt ein
stellbar.

10. 8. 1

Wurde
wegen
meiner
wurde n
den Eng
auch zu
Borchard
schließen
ein früh
das mich
den Hat
das der
schwerd
gung, d
rengesch
verschri

11. 8.

Frau
reklami
bessert,
gegen d
tung, d
Sachen

man SS-Arzt war; denn es wird nicht gefragt, ob man, wie es bei mir tatsächlich der Fall ist, durch die NSDAP seine Stellung verloren hat, und der Partei durch die Veröffentlichung meiner Arbeit über die Vererbung erworbener Eigenschaften in weltanschaulicher Hinsicht einen der allerschwersten Schläge versetzt hat.

7. 8. 1945:

Das Schippen, zu dem sich auch *Kurz* und *Sprenger* eingefunden hatten, verlief heute abend ohne bemerkenswerte Einzelheiten. Zum Schluß erhielt jeder eine Bescheinigung, welche gut aufgehoben werden soll. Wie ich mich erkundigte, findet für uns das Schippen dreimal in der Woche, d. h. jeden 2. Abend, statt. Es handelt sich um die Aufräumungsarbeiten am Servatiplatz.

9. 8. 1945:

Frau Glaser kehrt aus dem Sauerlande mit ihren Sachen zurück. Auch ihr sind viele wertvolle Gegenstände, z. B. Fuchspelz, Schuhe usw. von den dort hausenden Polen entwendet worden. Meine Krankheit hält mit unverminderter Heftigkeit an, so daß ich heute nicht zum Schippen gehen konnte. Die ganze rechte untere Körperregion zeigt einen starken Ausschlag. Abends ist auch leichtes Fieber feststellbar.

10. 8. 1945:

Wurde heute an der Warendorferstraße von der Militärbehörde wegen meiner Zugehörigkeit zur SS zu Protokoll verhört. Trotz meiner schweren Krankheit mußte ich dort stundenlang warten. Es wurde mir zum Schluß eröffnet, daß ich mich Sonntag um 9 Uhr bei den Engländern in der Wülnerstraße vorstellen müsse. Vohsholt war auch zugegen, und er sagte mir, daß er sich vom Amtsarzt in der Borchardstraße einen Krankenschein habe ausstellen lassen. Anschließend bin ich dann ebenfalls dorthin gegangen. Der Amtsarzt, ein früherer Student von mir, stellte mir auch sofort ein Zeugnis aus, das mich für den Monat August vom Schippen dispensierte. Er hielt den Hautausschlag für Gürtelrose. Zuhause angelangt bestätigte mir das der hiesige Hautarzt, College Wuchpfennig, der sämtliche Beschwerden darauf zurückführte. So hatte ich wenigstens die Beruhigung, daß meine Befürchtung, es könnte sich um eine schwere Nierengeschichte handeln, sich nicht erfüllte. Gegen den Hautausschlag verschrieb er mir Trockenbehandlung mit Puder.

11. 8. 1945:

Frau Glaser hat heute den SS-Dolch, der gestern von der Behörde reklamiert wurde, dort abgegeben. Meine Krankheit hat sich etwas gebessert, doch ist der Appetit noch sehr gering. In der Nacht habe ich gegen die Schmerzen Schlafmittel brauchen müssen. Meine Befürchtung, daß meine bei meiner Schwester in H[...] untergestellten Sachen auch durch die Amis geraubt worden seien, hat sich leider

erfüllt, denn ich erhielt heute von meinem Schwager und von Gretchen gleichzeitig die Mitteilung, daß meine Sachen mit wenigen Ausnahmen — einige Oberhemden und Papiere — den durchziehenden Truppen in die Hände gefallen sind. Es handelte sich um ungeheure Werte an Kostbarkeiten: 2 goldene Uhren, 4 große goldene Ringe mit Brillanten, Edelsteinen, Lapislazuli und Perlen, der neue Feldstecher ...

Hier bricht das Tagebuch ab.

In der langen Zeit seit der Rückkehr aus Auschwitz deutet keine Notiz darauf hin, daß die dortigen Erlebnisse bei dem Universitätsprofessor Spuren hinterlassen haben. Die wenigen Eintragungen, die sich auch nur entfernt auf dieses Thema beziehen, sind hier wiedergegeben.

Am 12. August 1945 wurde Kremer von der britischen Besatzungsmacht als ehemaliger SS-Angehöriger interniert. Im Zug der routinemäßigen Vernehmungen wurde bekannt, daß er im Konzentrationslager Auschwitz Dienst versehen hat. Schließlich wurde in seiner Wohnung das Tagebuch gefunden. Kremer hat nie daran gedacht, es zu vernichten.

Kremer wurde an Polen ausgeliefert und in Krakau Ende 1947 im großen Auschwitz-Prozeß zum Tode verurteilt. Wegen seines hohen Alters wurde er zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Da seine Führung in der Haftzeit korrekt war und er schließlich kränklich wurde, hat man ihn am 10. Januar 1958 begnadigt und aus der Haft entlassen. Kremer kehrte nach Münster zurück, aber nicht etwa als Schuldiger, der gebüßt hat. Er ließ sich von seiner Universität als Märtyrer feiern. Zeitungsnotizen über diesen Empfang machten Überlebende von Auschwitz aufmerksam. Sie erstatteten eine Strafanzeige und erreichten nicht nur, daß neuerlich vor einem deutschen Gericht ein Verfahren gegen Kremer eröffnet wurde; auch der Professortitel und der Doktorgrad wurden ihm aberkannt. Vor dem Gericht in Münster stellten die Tagebucheintragungen wieder die schwerste Belastung dar. Am 26. November 1960 wurde Kremer wegen Beihilfe zum Mord zu zehn Jahren Zuchthaus und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren verurteilt. Die in Polen bereits verbüßte Haftzeit wurde angerechnet.

Was Kremer in den kurzen Wochen seiner Dienstzeit in Auschwitz getan hat, kann — gemessen an den Millionen Morden, die in diesem Vernichtungslager begangen worden sind — eine unbedeutende Episode genannt werden. Bedeutend und bezeichnend

ist aber der Einblick, den uns Kremers Tagebuch in die Mentalität eines Menschen gestattet, der diese Mordmaschinerie zu bedienen hatte.

Die Geschichte der schlimmsten aller nationalsozialistischen Vernichtungsstätten wird auch durch Eintragungen in anderen Tagebücher illustriert.

Warum gerade im Mai 1940 nahe dem polnischen Städtchen Auschwitz ein Konzentrationslager angelegt wurde, kann man einer Ansprache des Generalgouverneurs Frank entnehmen, die in seinem Tagebuch unter dem Datum 30. Mai 1940 festgehalten ist:

. . . Am 10. Mai begann die Offensive im Westen, d. h., an diesem Tage erlosch das vorherrschende Interesse der Welt an den Vorgängen hier bei uns. Was man mit der Greuelpropaganda und den Lügenberichten über das Vorgehen der nationalsozialistischen Machthaber in diesem Gebiet in der Welt angerichtet hat, — nun, mir wäre es vollkommen gleichgültig gewesen, ob sich die Amerikaner oder Franzosen oder Juden oder vielleicht auch der Papst darüber aufgeregt hätten — aber für mich und für einen jeden von Ihnen war es in diesen Monaten furchtbar, immer wieder die Stimmen aus dem Propagandaministerium, aus dem Auswärtigen Amt, aus dem Innenministerium, ja sogar von der Wehrmacht vernehmen zu müssen, daß das ein Mordregime wäre, daß wir mit diesem Greuel aufhören müßten usw. Dabei war es natürlich klar, daß wir auch die Erklärung abgeben mußten, wir würden es nicht mehr tun. Und ebenso klar war es, daß bis zu dem Augenblick, wo das Weltscheinwerferlicht auf diesem Gebiet lag, von uns ja nichts Derartiges in großem Ausmaße geschehen konnte.

Aber mit dem 10. Mai ist uns nun diese Greuelpropaganda in der Welt vollkommen gleichgültig. Jetzt müssen wir den Augenblick benutzen, der uns zur Verfügung steht.

Der Organisation Eichmanns war von der nationalsozialistischen Führung die Aufgabe übertragen worden, für den Transport von Juden nach Auschwitz zu sorgen. Aber Goebbels fand bei all seiner anstrengenden Tätigkeit immer noch Zeit genug, um in dieser Frage, die ihm so sehr am Herzen lag, eigene Initiative zu entwickeln:

29. 3. 1942:

Im großen Umfang werden jetzt wieder Juden aus Berlin evakuiert. Es handelt sich um wöchentlich etwa tausend, die nach dem Osten verfrachtet werden. Die Selbstmordziffern unter diesen evakuierenden Juden sind außerordentlich hoch. Das geniert mich aber nicht.

17. 5. 1942:

Wir versuchen die noch in Berlin verbliebenen Juden jetzt in größerem Umfange nach dem Osten zu evakuieren. Ein Drittel aller in Deutschland noch wohnenden Juden befindet sich in der Reichshauptstadt. Das ist natürlich ein auf die Dauer unerträglicher Zustand. Hauptsächlich ist er darauf zurückzuführen, daß in Berlin verhältnismäßig viele Juden in der Rüstungsindustrie beschäftigt sind und nach einer Verordnung auch ihre Familienmitglieder nicht evakuiert werden dürfen. Ich strebe eine Aufhebung dieser Verordnung an und werde alle die Juden, die nicht unmittelbar in kriegswichtigen Betrieben beschäftigt sind, aus Berlin herauszubringen versuchen.

2. März 1943:

. . . Wir schaffen nun die Juden endgültig aus Berlin hinaus. Sie sind am vergangenen Samstag schlagartig zusammengefaßt worden und werden nun in kürzester Frist nach dem Osten abgeschoben. Leider hat sich auch hier wieder herausgestellt, daß die besseren Kreise, insbesondere die Intellektuellen, unsere Judenpolitik nicht verstehen und sich zum Teil auf die Seite der Juden stellen. Infolgedessen ist unsere Aktion vorzeitig verraten worden, so daß uns eine ganze Menge von Juden durch die Hände gewischt sind. Aber wir werden ihrer doch noch habhaft werden. Jedenfalls werde ich nicht ruhen, bis die Reichshauptstadt wenigstens gänzlich judenfrei geworden ist . . .

6. März 1943:

. . . Schacht hält mir einen langen Vortrag über die augenblickliche Lage in Berlin auf Grund des letzten Luftangriffs. Sie ist doch außerordentlich ernst. Die in der Reichshauptstadt angerichteten Schäden sind sehr bedeutend, und wir werden schätzungsweise sechs bis acht Monate nötig haben, um sie halbwegs wieder in Ordnung zu bringen.

Gerade in diesem Augenblick hält der SD es für günstig, in der Judenevakuierung fortzufahren. Es haben sich da leider etwas unliebsame Szenen vor einem jüdischen Altersheim abgespielt, wo die Bevölkerung sich in größerer Menge ansammelte und zum Teil sogar für die Juden etwas Partei ergriff. Ich gebe dem SD Auftrag, die Judenevakuierung nicht ausgerechnet in einer so kritischen Zeit fortzusetzen. Wir wollen uns das lieber noch einige Wochen aufsparen; dann können wir es umso gründlicher durchführen. . .

11. März 1943:

. . . Die Evakuierung der Juden aus Berlin hat doch zu manchen Mißhelligkeiten geführt. Leider sind dabei auch die Juden und Jüdinnen aus privilegierten Ehen zuerst mit verhaftet worden, was zu großer Angst und Verwirrung geführt hat. Daß die Juden an einem Tage verhaftet werden sollten, hat sich infolge des kurzsichtigen Verhaltens von Industriellen, die die Juden rechtzeitig warnten, als Schlag ins Wasser herausgestellt. Im ganzen sind wir 4000 Juden dabei nicht

habhaft
los in B
große G
daranset
Die V
hat bes
gerade u
einer ge
blick nic
Mann es
zu leber
nicht me

9. Mär
. . . I
mir aus
werde s
ausländi

15. Mä
. . . Ma
betone
halte, d
herausz
trag, ni
deutsche

21. Ap
Wegen
fehlshab
ßig —
(Juden
den. W
sollen v
Juden
Osten. .

22. Ap
. . . In
schen C
aufhin
Geiseln
östliche

habhaft geworden. Sie treiben sich jetzt wohnungs- und anmeldungslos in Berlin herum und bilden natürlich für die Öffentlichkeit eine große Gefahr. Ich ordne an, daß Polizei, Wehrmacht und Partei alles daransetzen, diese Juden möglichst schnell dingfest zu machen.

Die Verhaftung von Juden und Jüdinnen aus privilegierten Ehen hat besonders in Künstlerkreisen stark sensationell gewirkt. Denn gerade unter Schauspielern sind ja diese privilegierten Ehen noch in einer gewissen Anzahl vorhanden. Aber darauf kann ich im Augenblick nicht übermäßig viel Rücksicht nehmen. Wenn ein deutscher Mann es jetzt noch fertigbringt, mit einer Jüdin in einer legalen Ehe zu leben, dann spricht das absolut gegen ihn, und es ist im Kriege nicht mehr an der Zeit, diese Frage allzu sentimental zu beurteilen.

Goebbels handelte keineswegs eigenmächtig.

9. März 1943:

... In der Judenfrage billigt er (Hitler) mein Vorgehen und gibt mir ausdrücklich den Auftrag, Berlin gänzlich judenfrei zu machen. Ich werde schon dafür sorgen, daß zwischen den Berliner Juden und den ausländischen Arbeitern kein Konkubinat eingegangen wird. . .

15. März 1943:

... Man kann Juden überhaupt nicht über den Weg trauen. Ich betone dem Führer gegenüber noch einmal, daß ich es für notwendig halte, die Juden so schnell wie möglich aus dem ganzen Reichsgebiet herauszubringen. Er billigt auch dies Vorgehen und gibt mir den Auftrag, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis kein Jude sich mehr im deutschen Reichsgebiet befindet.

Nicht nur die Beschleunigung der Judendeportation aus Berlin lag Goebbels so sehr am Herzen:

21. April 1942:

Wegen des Eisenbahnattentats am 16. ds. Mts. hat der Militärbefehlshaber in Frankreich verschärfte Maßnahmen ergriffen. Dreißig — anstatt, wie ursprünglich beabsichtigt, zwanzig — Geiseln (Juden und den Tätern nahestehende Personen) sollen erschossen werden. Wenn innerhalb von drei Tagen die Täter nicht gefaßt werden, sollen weitere 80 Erschießungen folgen, ferner Deportation von 1000 Juden und Kommunisten (statt zuerst beabsichtigter 500) nach dem Osten. . .

22. April 1942:

... In der Nacht ist wiederum ein Attentat gegen einen deutschen Gefreiten in Paris verübt worden, das tödlich ausging. Die daraufhin angewandten Repressalien sind sehr streng. Es werden zehn Geiseln erschossen, 500 Kommunisten, Degauillisten und Juden in ein östliches Arbeitslager verfrachtet, und die Polizeistunde wird merkbar

heruntergesetzt, Theater, Vergnügungsstätten und Kinos überhaupt geschlossen. Ich dringe vor allem in Paris darauf, daß jetzt endlich bei den vorzunehmenden Geiseler-schießungen vorher die Namen derer veröffentlicht werden, die schußreif sind. Damit erreicht man wenigstens, daß die Angehörigen, Bekannten und Verwandten, die ja meistens zu denselben Kreisen gehören, aus denen die Attentäter stammen, sich in Bewegung setzen und damit wenigstens eine gewisse Möglichkeit gegeben ist, den Täter zu finden. Der Militärbefehlshaber in Paris ist auch gern bereit, auf meine Anregung einzugehen; aber im Augenblick hat er keine Geiseln mehr zur Verfügung, solche muß er sich zuerst wieder beschaffen. . .

Immer wieder besprach Goebbels in den Kriegsjahren, in denen die nationalsozialistische Führung so große Aufgaben und so zahlreiche Probleme zu bewältigen hatte, mit seinem Führer die „Judenfrage“ — wie er sie nannte.

27. April 1942:

Ich spreche mit dem Führer noch einmal ausführlich die Judenfrage durch. Sein Standpunkt diesem Problem gegenüber ist unerbittlich. Er will die Juden absolut aus Europa herausdrängen. Das ist auch richtig so. Die Juden haben unserem Erdteil so viel Leid zugefügt, daß die härteste Strafe, die man über sie verhängen kann, immer noch zu milde ist. Himmler betreibt augenblicklich die große Umsiedlung der Juden aus den deutschen Städten nach den östlichen Ghettos. Ich habe veranlaßt, daß hier in großem Umfange Filmaufnahmen gemacht werden. Das Material werden wir für die spätere Erziehung unseres Volkes dringend gebrauchen.

Hitler hatte Himmler die Hauptarbeit bei den blutigen Aktionen gegen die Juden zugeteilt. Aber der wendige Goebbels achtete darauf, daß für sein Ressort — die Propaganda — auch etwas abfiel. Wenn er auch in seinem Tagebuch etwas vorsichtiger formulierte, so war Goebbels über das Schicksal, das den deportierten Juden in Auschwitz und anderen Vernichtungsstätten bereitet wurde, völlig im klaren. Noch unter dem Eindruck der letzten Besprechung mit seinem Führer reflektiert er:

29. April 1942:

. . . Mit den Juden macht man in allen besetzten Ostgebieten kurzen Prozeß. Zehntausende müssen daran glauben, und an ihnen erfüllt sich die Prophezeiung des Führers, daß das Judentum einen von ihm entfachten neuen Weltkrieg mit der Ausrottung seiner Rasse wird bezahlen müssen.

... Ste
vor, we
Juden ir
Aufgabe
General
diger m
das nich
muß ma
nung ist
vität ur
Lande k
Sabotag
auch ei
im Lebe
semitisr
zig Jah
nicht p
aber gl
wo inn

Als
dern U
das ein
Erlebn
andere
ist die
persön
Eini
Juden
sozialis
ler, ur
wohl
einige
mit ir
dieses
lüftete
Innr

Dr. Frank, der dort als nationalsozialistischer Generalgouverneur residiert, wo die meisten Juden ermordet werden, frohlockt zur gleichen Zeit, in der die deutschen Truppen an allen Fronten bereits den Rückzug antreten müssen, darüber, daß das Judenproblem so radikal gelöst worden ist. Sein Tagebuch berichtet über eine Rede, die er am 4. März 1944 bei einer Arbeitstagung gehalten hat:

... Stellen Sie sich die jetzige Situation des Generalgouvernements vor, wenn wir noch wie im Jahre 1939 eineinhalb bis zwei Millionen Juden im Lande hätten. Entsinnen Sie sich, welch grauenhaft schweren Aufgaben man sich unterziehen mußte, um das Judenproblem im Generalgouvernement zu lösen. Wenn heute da und dort ein Wehleidiger mit Tränen in den Augen den Juden nachtrauert und sagt, ist das nicht grauenhaft, was mit den Juden gemacht worden ist, dann muß man den Betreffenden fragen, ob er heute noch derselben Meinung ist. Wenn wir heute diese zwei Millionen Juden in voller Aktivität und auf der anderen Seite die wenigen deutschen Männer im Lande hätten, würden wir nicht mehr Herr der Lage sein. Wir hätten Sabotage im Lande, daß wir uns nicht mehr retten könnten. Das ist auch ein Erfolg des Nationalsozialismus, denn damit wäre niemand im Leben fertig geworden. Nur weil wir im Jahre 1919 mit dem Antisemitismus begonnen haben, haben wir die Kraft gefunden, ihn zwanzig Jahre später in die Tat umzusetzen. Daß dies den Juden der Welt nicht paßt, damit haben wir von vornherein gerechnet, das ist uns aber gleich. Die Juden sind eine Rasse, die ausgetilgt werden muß; wo immer wir nur einen erwischen, geht es mit ihm zu Ende. . .

Als Dr. Frank nicht mehr Generalgouverneur in Polen, sondern Untersuchungshäftling in Nürnberg war, schrieb er ein Buch, das eine „Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse“ werden sollte. Dort findet er, unter anderem, folgende Worte: „Nicht irgendein Antisemitismus allein ist die Ursache von Auschwitz, sondern ausschließlich der rein persönliche Entschluß Hitlers Himmler gegenüber⁵.“

Einige Dutzend Seiten später stellt Frank nochmals fest, daß die Judenvernichtung im allerengsten Führungskreis der Nationalsozialisten beschlossen worden sei: „Hitler besprach sie mit Himmler, und im allerengsten Klausurmaschinerieraum wurde dann wohl alles so vorbereitet, daß im Laufe von etwa drei Jahren einige Millionen Menschen getötet wurden. Niemals sprach Hitler mit irgend jemand darüber, auch nicht andeutungsweise. Er trug dieses Geheimnis allein in seiner Brust. Erst in seinem Testament lüftete er es⁵.“

Immer, wenn von den Initiatoren der Judenvernichtung die

Rede ist, taucht der Name Himmlers auf, des unumschränkten Herrn über alle Konzentrationslager, des obersten Befehlshabers der gigantischen Vernichtungsmaschinerie von Auschwitz. Himmler war einer der wenigen, der auch in den kritischen Kriegsjahren mit seinem Führer unter vier Augen sprechen durfte. Hitler war mit seiner Arbeit zufrieden. Alfred Rosenberg, der ebenfalls in seiner Nürnberger Zelle seine Gedanken niederschrieb, bestätigt das. Als er sich im Jahr 1942 bei Hitler über Himmler beschwert hat, gab ihm dieser zur Antwort: „Himmler hat seine Aufträge bisher immer gut durchgeführt⁶.“

Und Hitler hat ganz genau gewußt, mit welchen Methoden Himmler arbeitete. Bei einer Lagebesprechung im Führerhauptquartier berichtete am 1. Dezember 1942 General Jodl über einen Zwischenfall in Frankreich. Der darauf folgende Dialog wird im Protokoll dieser Besprechung folgendermaßen wiedergegeben:

Jodl: Ein Raubüberfall auf eine Bürgermeisterei im Departement Seine-Loire. Dabei gelang es der französischen Polizei, sechs bewaffnete Täter, die sämtlich einer Terroristengruppe angehören, festzunehmen.

Der Führer: Gut! Die Polizei ist gut. Die werden wir einspannen und werden nur mit der Polizei arbeiten. Himmler kennt seine Polizei. Er geht mit verwerflichen Mitteln vor und kann sich die Leute so langsam anbändeln. Das wird ein Bündnis mit der Polizei!

Jodl: Sie macht den besten Eindruck.

Der Führer: Die Polizei ist gehäßter als irgend etwas im Lande und sucht Stützen bei einer noch stärkeren Autorität, als es ihr eigener Staat ist; das sind wir. Die Polizei wird noch einmal darauf drängen, daß wir das Land nicht verlassen.

Der Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz berichtet, daß Himmler bei einer Besichtigung seine Weisungen so zusammengefaßt hat: „Ich habe mir nun Auschwitz gründlich angeschaut. Ich habe alles gesehen, habe alle Mißstände und Schwierigkeiten genügend gesehen, und von Euch gehört. Ändern kann ich daran auch nichts... Eichmanns Programm geht weiter und wird von Monat zu Monat gesteigert. Sehen Sie zu, daß Sie mit dem Ausbau von Birkenau vorwärtskommen. Die Zigeuner sind der Vernichtung zuzuführen. Ebenso rücksichtslos vernichten Sie die arbeitsunfähigen Juden⁷.“

Von Himmler ist kein Tagebuch erhalten geblieben, aber ein privater Brief des Reichsführers SS möge diesen Herrn aller Gaskammern persönlich charakterisieren. Er ist an den eigenartigen Leibarzt, den finischen

Medizinalrat Felix Kersten, gerichtet und trägt das Datum vom 21. März 1945. In Voraussicht des Kriegsendes hat Himmler schon Monate vorher die Vernichtungsmaschinerie anhalten und die Gaskammern sprengen lassen. Dann schreibt er:

Der Reichsführer-SS

(1) Berlin SW 11, den 21. März 1945
Prinz-Albrecht-Straße 8
Feld-Kommandostelle

Lieber Herr Kersten!

Nehmen Sie bitte mit diesen Zeilen zunächst einmal meinen Dank für Ihren Besuch entgegen. Ich habe mich diesmal wie immer gefreut, wenn Sie kamen und mir in alter Freundschaft Ihre große ärztliche Kunst zur Verfügung stellten.

In den langen Jahren unserer Bekanntschaft haben wir uns ja über viele Probleme unterhalten und Ihre Einstellung war immer die eines Arztes, der fernab aller Politik das Beste für den einzelnen Menschen und für die Menschheit insgesamt will.

Es wird Sie interessieren, daß ich im Laufe des letzten Vierteljahres einen Gedanken, über den wir einmal sprachen, zur Verwirklichung gebracht habe. Es wurden nämlich in zwei Zügen rund 2.700 jüdische Männer, Frauen und Kinder in die Schweiz verbracht. Es ist dies praktisch die Fortsetzung des Weges gewesen, den meine Mitarbeiter und ich lange Jahre hindurch konsequent verfolgten, bis der Krieg und die mit ihm einsetzende Unvernunft in der Welt seine Durchführung unmöglich machten. Sie wissen ja, daß ich in den Jahren 1936, 37, 38, 39 und 40 zusammen mit jüdischen amerikanischen Vereinigungen eine Auswandererorganisation ins Leben gerufen habe, die sehr segensreich gewirkt hat. Die Fahrt der beiden Züge in die Schweiz ist die trotz aller Schwierigkeiten bewußt vorgenommene Wiederaufnahme dieses segensreichen Verfahrens.

Von einem Gefangenenlager Bergen-Belsen kam in letzter Zeit das Gerücht, es wäre eine Typhusepidemie größeren Ausmaßes ausgebrochen. Ich habe den Hygieniker der SS, Prof. Dr. Mrugowski, mit seinem Stab sofort dorthin geschickt. Es handelte sich um in Lagern mit Menschen aus dem Osten leider sehr oft vorkommende Flecktyphusfälle, die aber mit modernen und besten medizinischen Maßnahmen als beherrscht anzusehen sind.

Ich habe die Überzeugung, daß unter Ausschaltung von Demagogie und Äußerlichkeiten über alle Gegensätze hinweg und ungeachtet blutigster Wunden auf allen Seiten Weisheit und Logik ebenso sehr zur Herrschaft kommen müssen wie gleichzeitig damit das menschliche Herz und das Wollen zum Helfen.

Es ist selbstverständlich, daß ich so, wie ich es in den ganzen vergangenen Jahren in guten und schlechten Zeiten getan habe, Wünsche, die Sie mir auf der menschlichen Ebene übermitteln lassen oder mitteilen, gerne prüfen und wo es nur einigermaßen geht, großzügig entscheiden werde.

Mit meinen herzlichen Grüßen an Ihre verehrte, liebe Frau, an Ihre Kinder und besonders an Sie, in alter Verbundenheit

Ihr
H. Himmler.

Der Schöpfer der Todesfabrik von Auschwitz sehnt die Herrschaft des menschlichen Herzens herbei — welcher Dichter hätte die Phantasie, sich eine solche Gestalt auszudenken?

Nicht
den un
fangrei
als das

Ich g
send P
schicht
Zeit di
schen
Verant
tun kö
Flanke
SS-Ob
Befried
darf S
Durchf
kann,
schehe
mehr
nahme
in Au
Führe
der d
Sache
drückt
stellt
sicher
schaff
nisati

So sollte es werden

Nicht nur „Lebensunwerte“ und „rassisch Minderwertige“, Juden und Zigeuner, wurden getötet. Das Mordprogramm war umfangreicher. Die Slawen sollten Sklaven werden — und weniger als das.

Frank, der als Generalgouverneur für die nationalsozialistische Politik den Polen gegenüber zuständig war, schilderte anschaulich, welches Schicksal diesem Volk bereitet werden sollte. Am 30. Mai 1940 führte er — wie in seinem Tagebuch nachgelesen werden kann — in einer Besprechung mit Polizeileitern aus:

Ich gestehe ganz offen, daß das Befriedungsprogramm einigen Tausend Polen das Leben kosten wird, vor allem aus der geistigen Führungsschicht Polens. Für uns alle als Nationalsozialisten bringt aber diese Zeit die Verpflichtung mit sich, dafür zu sorgen, daß aus dem polnischen Volk kein Widerstand mehr emporsteigt. Ich weiß, welche Verantwortung wir damit übernehmen. Aber es ist klar, daß wir das tun können und zwar gerade aus der Notwendigkeit heraus, den Flankenschutz des Reiches im Osten zu übernehmen. Aber mehr noch: SS-Obergruppenführer Krüger und ich haben beschlossen, daß die Befriedungsaktion in beschleunigter Form durchgeführt wird. Ich darf Sie bitten, meine Herren, uns mit Ihrer ganzen Energie bei der Durchführung dieser Aufgabe zu helfen. Was von mir aus geschehen kann, um die Durchführung dieser Aufgabe zu erleichtern, wird geschehen. Ich appelliere an Sie als nationalsozialistische Kämpfer, und mehr brauche ich wohl dazu nicht zu sagen. Wir werden diese Maßnahme durchführen, und zwar, wie ich Ihnen vertraulich sagen kann, in Ausführung eines Befehls, den mir der Führer erteilt hat. Der Führer hat mir gesagt: Die Frage der Behandlung und Sicherstellung der deutschen Politik im Generalgouvernement ist eine ureigene Sache der verantwortlichen Männer des Generalgouvernements. Er drückte sich so aus: Was wir jetzt an Führungsschicht in Polen festgestellt haben, das ist zu liquidieren, was wieder nachwächst, ist von uns sicherzustellen und in einem entsprechenden Zeitraum wieder wegzuschaffen. Daher brauchen wir das *Deutsche Reich* und die Reichsorganisation der deutschen Polizei damit nicht zu belasten. Wir brauchen

diese Elemente nicht erst in die Konzentrationslager des Reiches abzuschleppen, denn dann hätten wir nur Scherereien und einen unnötigen Briefwechsel mit den Familienangehörigen, sondern wir liquidieren die Dinge im Lande. Wir werden es auch in der Form tun, die die einfachste ist. Meine Herren, wir sind keine Mörder. Für den Polizisten und SS-Mann, der auf Grund dieser Maßnahme amtlich oder dienstlich verpflichtet ist, die Exekution durchzuführen, ist das eine furchtbare Aufgabe. Wir können leicht Hunderte von Todesurteilen hier unterzeichnen; aber ihre Durchführung deutschen Männern, anständigen deutschen Soldaten und Kameraden zu übertragen, das bedeutet eine furchtbare Belastung. Ich bin deshalb auch dem Parteigenossen Siebert sehr dankbar für die Herausgabe des Erlasses, in welchem er den Polizeiorganen eine gewisse Rücksichtnahme auf die physische Situation der mit solchen Exekutionen betrauten Männer zur Pflicht macht. Ich würde Sie bitten, diesen Erlaß, wenn es irgend möglich ist, unter allen Umständen zu berücksichtigen. Aber nicht nur das, jeder Polizei- und SS-Führer, der nun die harte Pflicht hat, diese Urteile zu vollstrecken, muß auch hundertprozentig die Gewißheit haben, daß er hier in Erfüllung eines Richtspruches der deutschen Nation handelt. Daher wird auch für diese Fälle der AB-Aktion das summarische polizeiliche Standgerichtsverfahren durchgehalten, wie ich es mit dem Kameraden Streckenbach vereinbart habe, damit auf keinen Fall der Eindruck einer willkürlichen Aktion oder ein ähnlicher Eindruck entsteht.

Der Führer der deutschen Juristen, Doktor juris Frank, weiß auch möglichen Einwänden formaljuristischer Art sehr einfach zu begegnen. In der gleichen Sitzung führte er weiter aus:

... Wenn eine Justizstelle wahnsinnig genug wäre, das Vorgehen irgend einer Polizeidienststelle im Zusammenhang mit einer großen politischen Aktion einer strafrechtlichen Untersuchung zu unterziehen und allenfalls eine Anklage gegen diese Polizeidienststelle oder eine andere Dienststelle wegen Verletzung von Dienstpflichten usw. zu erheben, so könnte man in diesem Vorgehen natürlich gerade aus dieser nicht echten Konkurrenz von Verwaltung und Polizei einen scharfen Verstoß gegen das Gemeinschaftsinteresse erblicken.

Sie werden vielleicht gehört haben, daß davon berichtet wurde, es sei im Distrikt Lublin eine solche Anklage von einer Justizstelle aus im Gange. Ich bin der Sache nachgegangen und habe festgestellt, daß nichts dergleichen vorlag. Ich möchte das ausdrücklich deshalb betonen, weil sonst der Eindruck entstehen würde, als ob solche Spannungen geduldet werden. Ich habe jedenfalls festgestellt: Weder der zuständige Gouverneur noch der zuständige Justizbeamte hat irgendwie in diesem Zusammenhang eine Aktion in dieser Richtung unternommen. Die Gefahr allerdings, daß gewisse Dienststellen irgendeine notwendige Aktion nicht vornehmen, ist genau dieselbe wie im Reich.

Ich habe ja gerade die Sitzung aus dem Grunde einberufen, um die Gouverneure und die Polizeidienststellen darauf aufmerksam zu machen, daß wir über den legalen Rahmen unserer Aufgaben hinaus eine ganz große politische Verantwortung hier in diesem Raum zu tragen haben. Es kommt nicht darauf an, daß wir einen legalen vorbildlichen Musterstaat ins Leben rufen, sondern es kommt hauptsächlich darauf an, die große nationalsozialistische Ostaufgabe hier in diesem Raum zu erfüllen. Es kann also nicht das Ziel sein, hier einen Rechtsstaat aufzubauen, sondern die Ostpolitik muß so geführt werden, daß immer als die entscheidende Mission der Ausbau der Befehle des Generalgouverneurs im Vordergrund steht. . .

Was die Konzentrationslager anlangt, so waren wir uns klar, daß wir hier im Generalgouvernement Konzentrationslager im eigentlichen Sinne nicht einrichten wollen. Wer bei uns verdächtig ist, der soll gleich liquidiert werden. Was sich draußen in den Konzentrationslagern des Reiches an Häftlingen aus dem Generalgouvernement befindet, das soll uns zur AB-Aktion zur Verfügung gestellt oder dort erledigt werden. Wir können nicht die Reichskonzentrationslager mit unseren Dingen belasten. Was wir mit den Krakauer Professoren an Scherereien hatten, war furchtbar. Hätten wir die Sache von hier aus gemacht, wäre sie anders verlaufen. Ich möchte Sie daher dringend bitten, niemanden mehr in die Konzentrationslager des Reiches abzuschicken, sondern hier die Liquidierung vorzunehmen oder eine ordnungsgemäße Strafe zu verhängen. Alles andere ist eine Belastung des Reiches und eine dauernde Erschwerung. Wir haben hier eine ganz andere Form der Behandlung und diese Form muß beibehalten werden. Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß sich an dieser Behandlung nichts ändern wird durch einen allenfallsigen Friedensschluß. Dieser würde nur bedeuten, daß wir dann als Weltmacht noch viel intensiver als bisher unsere allgemeinen politischen Aktionen durchführen würden, es würde bedeuten, daß wir in noch großzügigerem Maße zu kolonisieren haben, aber ändern würde er an dem Prinzip nichts. Es bleibt bei der schärfsten antipolnischen Tendenz, wobei jedoch Rücksicht genommen werden muß auf die Aufrechterhaltung der Arbeitsfähigkeit des polnischen Arbeiters und des polnischen Bauern. Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir dieses Gebiet des Generalgouvernements nicht halten können, wenn wir einen Ausrottungsfeldzug gegen die polnischen Bauern und Arbeiter beginnen würden in der Form, wie er von einzelnen Phantasten gedacht ist. Es kann sich nur um die Beseitigung der Führungsschicht handeln, aber das arbeitende Volk muß unter unserer verantwortlichen Befehlsgewalt nutzbringende Arbeit leisten. Daher ist es zweckmäßig, daß die Polizei auch von diesem Volk der Bauern und Arbeiter als eigener Schutz angesehen wird. Helfen Sie mir bitte, diese Splitterpolitik zu unterstützen! Es würde nicht schaden, wenn die Polizei von sich aus öfters demonstrativ den Schutz eines polnischen Arbeiters übernehmen würde gegen einen polnischen Großkapitalisten. Es müßte sich ganz allgemein unter den polnischen Bauern und Arbeitern die

Meinung verbreiten: wir stehen unter dem Schutz des Reiches und seiner Exekutivorgane und brauchen uns nicht fürchten, wenn wir unsere Arbeit tun. Diese allgemeine Aktion ist um so wichtiger, je schärfer wir gegen die eigentlichen Machthaber und Führerpersönlichkeiten in Polen vorgehen. . .

Daß Frank sicher ist, im Sinne seines Führers zu handeln, selbst wenn er die äußere Form der Rechtsstaatlichkeit brutal verletzt, versteht sich. Goebbels vertraute einmal seinem Tagebuch an, wie Hitler mit Richtsprüchen und Richtern umging:

6. 5. 1942:

Der Fall Sklarek — dieser jüdische Schieber ist wegen Landesverrats nur zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden — hat den Führer außerordentlich erregt. Selbstverständlich wird Sklarek erschossen werden. Im übrigen fordert der Führer sich von uns die Akten dieses Falles ein. Er will daraus ein Exempel für die beteiligten Juristen und Richter statuieren.

Welches Leben sollten also die Polen führen? Frank schilderte das in einer Abteilungsleitersitzung am 12. September 1940:

... Es gibt keine Dienststelle des Reiches, die direkt oder indirekt in dies Gebiet hineinregieren könnte. Befehle erteilt nur der Generalgouverneur in unmittelbarer Vertretung des Führers, sonst niemand.

Wir haben bisher die Politik der völligen gegenseitigen Trennung zwischen Deutschen und Polen eingehalten. Ich selbst habe mit Polen noch keinen Kontakt aufgenommen und bitte auch Sie, keinen anderen Kurs zu gehen. Wir müssen in dem großen Gefüge der über große Zeiträume hinwegreichenden Struktur des Nationalsozialismus immer daran denken, daß, wenn wir diesen Raum nicht völlig durchdringen, er eines Tages für uns verloren sein wird. Es kann sich hier nur um ein Entweder-Oder handeln. Das Schicksal hat entschieden, daß wir hier die Herren, die Polen aber die uns anvertrauten Schutzunterworfenen sind. Ich bitte Sie, meine Herren, den Empfang von Polen, von Bittdeputationen usw. auf das dienstlich unbedingt notwendige Maß zu beschränken. Es ist auch nicht möglich, daß wir den Polen den Lebensstandard der Deutschen geben. Es muß ein Unterschied zwischen dem Lebensstandard des Herrenvolkes und dem der Unterworfenen sein. Die Polen müssen die Grenzen ihrer Entwicklungsmöglichkeiten einsehen. Der Führer hat erneut auf meine ausdrückliche Frage entschieden, daß es bei der von uns getroffenen Beschränkung zu bleiben hat. Kein Pole soll über den Rang eines Werkmeisters hinauskommen, kein Pole wird die Möglichkeit erhalten können, an allgemeinen staatlichen Anstalten sich eine höhere Bildung anzueignen. Ich darf Sie bitten, diese klare Linie einzuhalten.

Die sanitären Folgen dieser „Linie“ wurden allerdings auch für die Deutschen peinlich. Der Herr Generalgouverneur beschreibt sie etwa ein Jahr später, bei einer Arbeitstagung am 23. September 1941:

Im Zusammenhang mit der Entwicklung dieser Hungersituation müssen wir auch noch feststellen, daß das Fleckfieber im Generalgouvernement gegenüber dem vorigen Jahr um ungefähr das 50fache, die Tuberkulose um das 35fache gestiegen ist. Diese Zahlen sind umso ernstlicher, weil man im kommenden Winter angesichts der dichten Belegung des Generalgouvernements mit deutschen Truppen große Besorgnisse hegen muß . . .

Die Folgen der organisierten Unterernährung werden beobachtet. Goebbels notiert darüber in seinem Tagebuch:

6. März 1942:

. . . Ein SD-Bericht orientiert mich über die Lage im besetzten Rußland. Sie ist doch prekärer, als man allgemein annimmt. Die Partisanengefahr erhöht sich von Woche zu Woche. Die Partisanen beherrschen ganze Gebiete im besetzten Rußland und üben dort ihren Terror aus. Auch sind die nationalen Bewegungen aufsässiger geworden, als man zuerst angenommen hatte. Das gilt sowohl für die baltischen Staaten als auch für die Ukraine. Die Juden betätigen sich überall als Hetzer und Aufputscher. Es ist deshalb erklärlich, daß sie in großem Umfange dafür mit dem Leben bezahlen müssen. Überhaupt vertrete ich die Meinung, daß, je mehr Juden während dieses Krieges liquidiert werden, desto konsolidierter die Lage in Europa nach dem Kriege sein wird. Man darf hier keine falsche Sentimentalität obwalten lassen. Die Juden sind das europäische Unglück; sie müssen auf irgend eine Weise beseitigt werden, da wir sonst Gefahr laufen, von ihnen beseitigt zu werden.

Die Lebensmittellage in den besetzten Ostgebieten ist außerordentlich prekär. Es sterben dort tausende und zehntausende Menschen an Hunger, ohne daß ein Hahn danach kräht. Wir werden in diesem Gebiet wohl noch einige Jahre vor außerordentlichen Schwierigkeiten und Problemen stehen. Bis das Gebiet einmal in die europäische Wirtschaft eingegliedert sein wird und seine reichen Erträge unserem Erdteil zugutekommen, wird wahrscheinlich noch sehr viel Wasser den Rhein herunterfließen. . .

Die Slawen müssen gebeugt oder gebrochen werden. Den Tschechen gegenüber wirkt Heydrich in diesem Sinn. Darüber schreibt Goebbels:

15. 2. 1942:

Die Slawen, das betont er (Heydrich), können nicht erzogen werden, so wie man ein germanisches Volk erzieht, man muß die brechen

oder ständig beugen. Er verfolgt augenblicklich den zweiten Weg, und zwar mit Erfolg. Unsere Aufgabe im Protektorat liegt ganz klar. Neurath hat sie vollkommen verkannt, und daraus ist überhaupt erst die Krise in Prag erstanden.

Protektorat wurde jener Rest der Tschechoslowakei genannt, in dem Heydrich, als Nachfolger Neuraths, nationalsozialistischer Statthalter war.

Wenn Slawen Hungers sterben, möge man sich deswegen nicht stören lassen. Frank ermahnt seine Untergebenen in einer Regierungssitzung in Krakau am 24. August 1942 in diesem Sinn:

...Bei allen Schwierigkeiten, die Sie hier irgendwo in Gestalt von Krankheiten Ihrer Arbeiter, beim Zusammenbrechen Ihrer Genossenschaften usw. feststellen, müssen Sie immer daran denken, daß es noch viel besser ist, wenn ein Pole zusammenbricht, als daß der Deutsche unterliegt. Daß wir 1,2 Millionen Juden zum Hungertod verurteilen, sei nur am Rande festgestellt. Es ist selbstverständlich, daß ein Nichtverhungern der Juden hoffentlich eine Beschleunigung der antijüdischen Maßnahmen zur Folge haben wird.

Freilich könne man sich auch hie und da einen gewissen Luxus leisten. Im Königssaal der Krakauer Burg führt Frank am 18. März 1942 vor Amtsleitern der NSDAP aus:

...Der Führer weiß, daß erst nach dem Kriege die Möglichkeiten bestehen werden, die Siedlungsfrage in ganz großem Umfange zu klären...

...Im übrigen geht der Kampf um die Durchsetzung unserer Ziele eiskalt weiter. Sie sehen, wie die staatlichen Organe arbeiten, Sie sehen, daß man vor nichts zurückschreckt und ganze Dutzende von Elementen an die Wand stellt. Das ist schon deshalb notwendig, weil hier eine einfache Überlegung sagt, daß es nicht unsere Aufgabe sein kann, in einem Zeitpunkt, in dem das beste deutsche Blut geopfert wird, fremdvölkisches Blut zu schonen. Denn daraus könnte eine der größten Gefahren entstehen. Man hört ja heute schon in Deutschland, daß Kriegsgefangene etwa bei uns in Bayern oder in Thüringen vollkommen selbständig große Güter verwalten, während sämtliche kampffähigen Männer aus einem Dorf an der Front stehen. Wenn sich dieser Prozeß fortsetzen sollte, dann würde allmählich eine Unterwanderung des Deutschtums eintreten. Man soll diese Gefahr nicht geringschätzen. Deshalb muß alles, was sich noch an polnischer Führungskraft zeigt, immer wieder mit rücksichtsloser Energie vernichtet werden.

Das braucht man nicht an die große Glocke zu hängen, das geschieht stillschweigend... Und wenn wir uns den Luxus gestatten, eine Art

Philharmonie den Polen zu gewähren, die wir den ausländischen Journalisten zeigen, so bedeutet das garnichts. Die Leute machen Musik in unserem Sinne und wenn wir sie nicht mehr brauchen können, lösen wir dieses Institut auf. Im übrigen muß man das alles mit Vernunft und Ruhe betrachten. Wir unterhalten Landschulen und technische Fachschulen, wir lassen Medizinalpraktikanten ausbilden, die aber keinen akademischen Rang oder Titel erhalten können. Wir müssen aber dafür sorgen, daß eine Millionenbevölkerung hier arbeiten, sich beschäftigen und dabei gesund bleiben kann. Das geschieht nicht im Interesse der Polen, sondern der Deutschen in diesem Raum und des deutschen Volkes, was man im Reich meistens nicht erkennt.

Goebbels macht sich hingegen andere Sorgen:

19. 4. 1942:

Sehr starke Diskussionen werden in den einschlägigen Kreisen veranstaltet über die Frage, was mit den jüdischen Mischlingen zu geschehen habe. Zweifellos bilden sie ein ernstes Hindernis für die radikale Lösung der Judenfrage. Einerseits wird der Standpunkt vertreten, man solle sie sterilisieren, andererseits der Standpunkt, sie sollten ausgewiesen werden. Die Standpunkte sind noch nicht so weit geklärt, daß man sich selbst dazu entscheiden könnte.

Nach dem Kriegswinter 1942/43 und der Niederlage bei Stalingrad klingt ein neuer Ton in den Reden der führenden Nationalsozialisten an. Frank erklärt in einer Arbeitssitzung, die sich am 25. Januar 1943 im Schloß Belvedere in Warschau mit Sicherheitsfragen befaßt:

...Die große Aufgabe, die uns gestellt ist, wird immer schwieriger. Uns wird niemand helfen, sondern wir sind voll und ganz nur auf uns gestellt. Der Führer kann uns nur helfen als einer Art Verwaltunginsel oder Verwaltungsigel. Wir müssen um uns schlagen.

Bei aller Kritik an den Methoden, die wir gehört haben — Sie kennen meine grundsätzliche Auffassung, ich brauche sie in diesem Kreise nicht zu sagen —, möchte ich eins betonen: zimperlich dürfen wir nicht sein, wenn wir die Zahl von 17 000 Erschossenen hören. Diese Erschossenen sind eben auch Kriegsoffer. Wenn wir diese Zahl in ein Verhältnis setzen zu dem, was das deutsche Volk ununterbrochen jeden Tag und jede Stunde an unersetzlichsten Blutopfern bringt, so fällt sie überhaupt nicht ins Gewicht. Wir sind jetzt verpflichtet, zusammen zu halten. Jeder muß dem anderen Verständnis entgegenbringen, er muß überzeugt sein, daß er sein Bestes tut. Voraussetzung ist immer, daß wir keine persönliche Lockerung eintreten lassen. Wir wollen uns daran erinnern, daß wir alle miteinander, die wir hier versammelt sind, in der Kriegsverbrecherliste des Herrn Roosevelt figurieren. Ich habe die Ehre, Nummer 1 zu sein. Wir sind also sozu-

sagen Komplizen im welthistorischen Sinne geworden. Gerade deshalb müssen wir uns zusammenfinden, wir müssen zusammen fühlen, und es wäre lächerlich, wenn wir irgendwelche Streitigkeiten über Methoden austragen wollten.

Goebbels berät sich mit Göring:

2. März 1943:

...Göring ist sich vollkommen im klaren darüber, was uns allen drohen würde, wenn wir in diesem Krieg schwach würden. Er macht sich darüber gar keine Illusionen. Vor allem in der Judenfrage wird ja so festgelegt, daß es für uns kein Entrinnen mehr gibt. Und das ist auch gut so. Eine Bewegung und ein Volk, die die Brücken hinter sich abgebrochen haben, kämpfen erfahrungsgemäß viel vorhaltsloser als die, die noch eine Rückzugsmöglichkeit besitzen.

Hitler selbst hat sich in den Erklärungen, die für die Nachwelt aufgezeichnet wurden, mehr als seine Getreuen zurückgehalten. Trotzdem sind die Zukunftsbilder, die er bei seinen Tischgesprächen im Führerhauptquartier vor seinen Generalen entworfen hat, deutlich genug: Im stenografischen Protokoll ist unter dem Datum 8. bis 10. November 1941 darüber folgendes nachzulesen:

8. bis 10. XI. 1941 nachmittags:

Bei unserer Besiedlung des russischen Raumes soll der „Reichsbauer“ in hervorragend schönen Siedlungen hausen. Die deutschen Stellen und Behörden sollen wunderbare Gebäulichkeiten haben, die Gouverneure Paläste. Um die Dienststellen herum baut sich an, was der Aufrechterhaltung des Lebens dient. Und um die Stadt wird auf 30 bis 40 km ein Ring gelegt von schönen Dörfern, durch die besten Straßen verbunden. Was dann kommt, ist die andere Welt, in der wir die Russen leben lassen wollen, wie sie es wünschen. Nur, daß wir sie beherrschen. Im Falle einer Revolution brauchen wir dann nur ein paar Bomben zu werfen auf die betreffenden Städte, und die Sache ist erledigt. Einmal im Jahr wird dann ein Trupp Kirgisen durch die Reichshauptstadt geführt, um ihre Vorstellung mit der Gewalt und Größe unserer steinernen Denkmale zu erfüllen.

Was für England Indien war, wird für uns der Ostraum sein. Wenn ich dem deutschen Volk nur eingeben könnte, was dieser Raum für die Zukunft bedeutet!

Kolonien sind ein fraglicher Besitz. Diese Erde ist uns sicher. Europa ist kein geographischer, sondern ein blutsmäßig bedingter Begriff.

Man versteht jetzt, wie die Chinesen dazu gekommen sind, sich zum Schutz gegen die ewigen Einfälle der Mongolen mit einer Mauer zu umgeben. Und man ist versucht, sich einen Riesenwall zu wünschen, der den neuen Osten gegen die mittelasiatischen Massen schirmt. Aller

Geschichte zum Trotz, die lehrt, daß im beschirmten Raum eine Erschlaffung der Kräfte eintritt. Am Ende aber ist die beste Mauer doch immer noch ein lebender Wall.

Wenn ein Land zu Evakuierungen ein Recht hat, so sind wir es, weil wir unsere eigenen Menschen wiederholt evakuiert haben: Aus Ostpreußen allein sind 800.000 Menschen ausgesiedelt worden. Wie empfindsam wir Deutschen sind, läßt sich daran erkennen, daß es uns ein Äußerstes an Brutalität zu sein schien, aus unserem Land 600.000 Juden zu evakuieren, während die Evakuierung unserer eigenen Menschen widerspruchslos als etwas hingenommen wurde, das sein muß.

Wir dürfen von Europa keinen Germanen mehr nach Amerika gehen lassen. Die Norweger, Schweden, Dänen, Niederländer müssen wir alle in die Ostgebiete hineinleiten. Das werden Glieder des Reichs. Wir stehen vor der großen Zukunftsaufgabe, planmäßig Rassenpolitik zu treiben. Wir müssen das schon deshalb tun, um der Inzucht zu begegnen, die bei uns Platz greift. Die Schweizer werden wir allerdings nur als Gastwirte verwenden können.

Sümpfe wollen wir nicht bewältigen. Wir nehmen nur die bessere Erde und zunächst nur die allerbesten Gründe. Im Sumpfgebiet können wir einen riesigen Truppenübungsplatz anlegen von 350 auf 400 km, mit Strömen drin und allem Hindernis, das die Natur der Truppe bieten kann.

Wenn es noch bewiesen werden müßte, daß die absichtsvoll und planmäßig herbeigeführte Verschlechterung der Lebensbedingungen im Osten auf Weisungen Hitlers zurückgeht, so ist ein solcher Beweis mit den protokollierten Ausführungen Hitlers in seinem Hauptquartier am 19. Februar 1942 wohl erbracht:

Wie kommen kaum in eine Kolonie und haben schon Kindergärten angelegt und Krankenhäuser für die Eingeborenen. Da kann ich die Wut kriegen! Jede weiße Frau wird zum Dienstmädchen degradiert für Schwarze. Die Folge der ganzen Bemutterung ist die Ablehnung der Deutschen. Das ist das Schlimmste! Nach der Auffassung der Eingeborenen ist das eine Drangsalierung. Verstehen tun sie das nicht. Wir werden zum Dank dafür als Pedanten angeschaut, die am Polizeiknüppel Freude haben.

Die Russen werden nicht alt. 50 bis 60 Jahre. Warum sollen wir sie impfen? Man muß da wirklich unseren Juristen und Ärzten Gewalt antun: nicht impfen, nicht waschen! Ihren Schnaps sollen sie haben und Tabak, soviel sie wollen. Selbst bei uns hat es Impfgegner gegeben. Und im übrigen: Dreckig werden die Schwarzen erst, wenn ihnen die Missionare Kleider anziehen. In ihrer Naturkluft sind sie ganz sauber. . .

Wenn nicht die Gefahr bestanden hätte, daß der Bolschewismus auf Europa übergreift, hätte ich der Revolution in Spanien keinen Einhalt

getan: Die Pfaffen wären ausgerottet worden. Würden sie bei uns zur Herrschaft kommen, so verfiere Europa wieder in finsterstes Mittelalter.

Als am 22. Juli desselben Jahres Bormann von einer Fahrt durch die Ukraine zurückgekehrt war und im Führerhauptquartier seine Eindrücke schilderte, geht Hitler noch weiter. Zunächst faßt Bormann seine Ansichten zusammen:

... Wir könnten aber nur ein Interesse daran haben, daß diese Ukrainer sich nicht so stark vermehrten, denn eines Tages wollten wir ja doch dieses gesamte Land deutsch besiedelt haben.

Hitler meinte dazu, in irgendeiner Abhandlung habe er kürzlich den Vorschlag gefunden, den Vertrieb und den Gebrauch von Abtreibungsmitteln in den besetzten Ostgebieten zu verbieten. Wenn tatsächlich irgendein Idiot versuchen sollte, ein derartiges Verbot in den besetzten Ostgebieten in die Praxis umzusetzen, würde er ihn persönlich zusammenschießen. Man müsse einen schwungvollen Handel mit Verhütungsmitteln in den Ostgebieten nicht nur zulassen, sondern geradezu fördern, da man an einer übermäßigen Vermehrung der nichtdeutschen Bevölkerung nicht das geringste Interesse haben könne. Aber man müsse ja wohl erst den Juden zu Hilfe holen, um derartige Dinge forciert in Gang zu bringen.

... Wenn man daher für die nichtdeutsche Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten eine Gesundheitsfürsorge nach deutschem Muster einrichten würde, wäre das heller Wahnsinn. Das Impfen und was es sonst an vorbeugenden Gesundheitsmaßnahmen gebe, komme für die nichtdeutsche Bevölkerung keinesfalls in Betracht. Man solle deshalb ruhig den Aberglauben unter ihnen verbreiten lassen, daß das Impfen usw. eine ganz gefährliche Sache sei.

... Man müsse ihnen zwar Schulen geben, für die sie bezahlen müßten, wenn sie hineingingen. Man dürfe sie in ihnen aber nicht mehr lernen lassen als höchstens die Bedeutung der Verkehrszeichen. Inhalt des Geographieunterrichts dürfe im großen und ganzen nur sein, daß die Hauptstadt des Reiches Berlin heiße und jeder in seinem Leben einmal in Berlin gewesen sein müsse. Darüber hinaus genüge es vollkommen, wenn die nichtdeutsche Bevölkerung etwas Deutsch lesen und schreiben lerne. Unterricht im Rechnen und dergleichen sei überflüssig.

... Wenn er dafür sei, die einheimische Bevölkerung in den Schulen Deutsch lernen zu lassen, so lediglich deshalb, um die sprachlichen Voraussetzungen für die deutsche Führung zu schaffen. Denn sonst würde sich jeder Einheimische einer deutschen Weisung mit der Angabe, daß er „nicht verstanden“ habe, entziehen.

(Ministerialrat Heim, der zuerst die Tischgespräche mitschrieb, bediente sich der direkten Rede. Oberregierungsrat Dr. Picker zeichnete die Gespräche in der dritten Person auf.)

Auch später, als die Kette der Siege schon durch empfindliche Niederlagen unterbrochen worden war, beschäftigte sich Hitler mit Zukunftsplänen. Goebbels notiert darüber in seinem Tagebuch:

8. Mai 1943:

... Am Nachmittag findet dann die Reichs- und Gauleiterbesprechung beim Führer statt. Der Führer zeichnet die um ihn versammelte Parteiführerschaft durch eine ausführliche Darlegung der Lage aus...

Die Judenfrage wird am allerschlechtesten von den Ungarn gelöst. Der ungarische Staat ist ganz jüdisch durchsetzt, und es ist dem Führer bei seiner Unterredung mit Horthy nicht gelungen, ihn von der Notwendigkeit härterer Maßnahmen zu überzeugen. Horthy ist ja selbst mit seiner Familie außerordentlich stark jüdisch verfilzt und wird sich auch in Zukunft mit Händen und Füßen dagegen sträuben, das Judenproblem wirklich tatkräftig in Angriff zu nehmen. Er führt hier durchaus humanitäre Gegenargumente vor, die natürlich in diesem Zusammenhang überhaupt keine Bedeutung besitzen. Dem Judentum gegenüber kann nicht von Humanität die Rede sein, das Judentum muß zu Boden geworfen werden. Der Führer hat sich alle Mühe gegeben, Horthy von seinem Standpunkt zu überzeugen, allerdings ist ihm das nur zum geringsten Teil gelungen.

Aus alledem aber hat der Führer die Konsequenz gezogen, daß das Kleinstaatengerümpel, das heute noch in Europa vorhanden ist, so schnell wie möglich liquidiert werden muß. Es muß das Ziel unseres Kampfes bleiben, ein einheitliches Europa zu schaffen. Europa kann aber eine klare Organisation nur durch die Deutschen erfahren...

Der Führer verteidigt in diesem Zusammenhang die Politik Karls des Großen. Auch seine Methoden sind richtig gewesen. Es ist gänzlich falsch, ihn als Sachsenschlächter anzugreifen. Wer gibt dem Führer die Garantie, daß er später nicht etwa einmal als Schweizer-schlächter angeprangert wird! Auch Österreich mußte ja zum Reich gebracht werden. Wir können glücklich sein, daß es auf eine so friedliche und enthusiastische Weise geschah; aber hätte Schuschnigg Widerstand geleistet, so hätte dieser Widerstand natürlich niedergeschlagen werden müssen. Karl der Große hat eine richtige Politik dadurch betrieben, daß er die Ostmark so weit nach außen vorschob. Das, was damals in geringem Umfang stattfand, muß heute in ungeheuren Dimensionen wiederholt werden...

Der Führer gibt seiner unumstößlichen Gewißheit Ausdruck, daß das Reich einmal ganz Europa beherrschen wird. Wir werden dafür noch sehr viele Kämpfe zu bestehen haben, aber sie werden zweifellos zu den herrlichsten Erfolgen führen. Von da ab ist praktisch der Weg zu einer Weltherrschaft vorgezeichnet. Wer Europa besitzt, der wird damit die Führung der Welt an sich reißen.

In diesem Zusammenhang können wir natürlich Fragen von Recht und Unrecht überhaupt nicht zur Diskussion akzeptieren. Der Verlust

dieses Krieges würde für das deutsche Volk das größte Unrecht darstellen, der Sieg gibt uns das größte Recht. Überhaupt wird der Sieger auch die alleinige Möglichkeit besitzen, die moralische Berechtigung seines Kampfes vor der Weltöffentlichkeit nachzuweisen. . .

Die Gedanken des Führers werden von seinen Gefolgsleuten getreulich wiedergegeben. Frank erteilt am 14. Januar 1944 folgende Weisung:

. . . Wenn wir den Krieg einmal gewonnen haben, dann kann meinetwegen aus den Polen und aus den Ukrainern und dem, was sich hier herumtreibt, Hackfleisch gemacht werden, es kann gemacht werden, was will. Aber in diesem Augenblick kommt es nur darauf an, ob es gelingt, fast 15 Millionen eines gegen uns sich organisierenden feindlichen Volkstums in Ruhe, Ordnung, Arbeit und Disziplin zu halten. Wenn es nicht gelingt, dann kann ich vielleicht triumphierend sagen: Ich habe 2 Millionen Polacken umgebracht. Ob dann aber die Züge an die Ostfront fahren, ob die Monopolbetriebe arbeiten, die jeden Monat 500 000 Liter Wodka und so und so viele Millionen Zigaretten liefern, ob die Ernährung und Landwirtschaft gesichert wird, von der wir allein 450 000 to Getreide ans Reich geliefert haben, das steht auf einem anderen Blatt.

Auch noch am 9. Juni 1944, als sich die Niederlage der nationalsozialistischen Armeen an allen Fronten schon eindeutig abzeichnet, sagt der Generalgouverneur in einer NS-Schulungsborg:

. . . Das endgültige Schicksal dieses Raumes wird nach dem Kriege bestimmt werden. Heute müssen wir darauf sehen, daß die Bevölkerung in Ruhe und Frieden bleibt und lebt. . . Mit anderen Worten: Es kommt mir jetzt nicht auf die Durchsetzung irgendwelcher endgültiger Ziele in diesem Raume an, sondern nur auf die Durchsetzung des uns unter den Kriegsgesichtspunkten obliegenden Pflichtmäßigen. Ich handle demnach in diesem Sinne nicht als Nationalsozialist, sondern als Verwaltungschef oder Politiker. Um so wichtiger seid Ihr, um so wichtiger ist es, daß dieser Gesichtspunkt wenigstens unter uns und in den Reihen der Deutschen klar aufrechterhalten bleibt, daß das endgültige Schicksal dieses Landes ist, genau so deutsches Siedlungsland zu werden, wie es das Rheinland ist. Die Weichsel muß einmal genau so durch deutsches Land fließen wie der Rhein (Lebhafter Beifall).

*

Der Nationalsozialismus wird durch seine Taten charakterisiert. Erst wenn man die Zukunftspläne kennt, die Hitler und seine Getreuen entworfen haben, kann man voll ermessen, was der Menschheit durch deren Niederlage erspart blieb.

„Ang
und al
klaren
direkt
ist es
lich ei
geschi
ungeh
men,
gänzer
dampf
Hunge
größte
bis jet

Wir
ein N
komm
Ado
Caesa
einem
Adolf
männ

Die Moral der Zeitgeschichte

„Angesichts der entsetzlichen Offenlegungen des Wirkens von Hitler und alles dessen, was in seinem Namen, auf seinen Befehl, mit seinem klaren Einverständnis, unter seiner Duldung, auf seine Initiative direkter oder indirekter Art von seinen Untergebenen getätigt wurde, ist es eine sehr einfache Schlußformel, die sich aufzwingt: daß er nämlich einer der schlimmsten, grauenvollsten Übeltäter der Menschengeschichte war. Das Ergebnis seines Wirkens ist ein so katastrophal ungeheuerliches an Tötungen, Verelendungen, Zerstörungen aller Formen, daß es fast unmöglich erscheint, auch nur zu versuchen, ein ergänzendes Gegenstück zu ihm in der Weltgeschichte zu finden. Es dampft um seinen Namen von Millionen Leichen, von Ruinen, von Hunger, Untergang, von Verwesung und Grausamkeit. Er war der größte dynamische menschliche Zerstörungsfaktor, den die Menschheit bis jetzt zu erdulden hatte⁸.“

Der Mann, der diese Charakteristik von Hitler gibt, sagte drei Jahre vorher:

Wir werden siegen, weil wir einen Adolf Hitler haben! . . . Er ist ein Mann, der in der Geschichte alle zehntausend Jahre einmal kommt. . .

Adolf Hitler ist eine einmalige Gestalt. Er ist kein Cajus Julius Caesar, kein Napoleon Bonaparte, und es ist falsch, ihn überhaupt mit einem historischen Vorbild vergleichen zu wollen. Adolf Hitler ist Adolf Hitler. Er ist einmalig, er hat keine Ahnen unter den Staatsmännern der Welt.

Beide Aussprüche stammen von Dr. Hans Frank. Die Anhimmeligung Hitlers ist einer Rede entnommen, die er am 31. Januar 1943 in Warschau hielt. Das vernichtende Urteil steht in seinen Aufzeichnungen, die er im Nürnberger Gefängnis vor seiner Hinrichtung am 16. Oktober 1946 gemacht hat.

Heuchelte Frank im Kerker seiner Feinde, um Gnade zu erwirken? Sprach er als Statthalter Hitlers in Polen

wider sein besseres Wissen? Hat die Zerschlagung der Macht seiner Partei eine derart starke Wandlung bei ihm hervorgerufen?

In seinen Aufzeichnungen während der Haft berichtet Frank auch, daß ihn der Justizminister Hitlers, Doktor Gürtner, der bald darauf starb, im Dezember 1940 in Krakau besucht und in einem vertraulichen Gespräch etwa folgendes geäußert habe:

„Hitler liebt Grausamkeit. Er freut sich, glaube ich, ja weiß ich, wenn er andere quälen kann. Er hat einen teuflischen Sadismus. Sonst könnte er Himmler und Heydrich einfach nicht ertragen. Wie soll der uns Juristen anerkennen! Aber bleiben wir auf dem Schiff! Wenn wir doch nicht alles verhindern können — manchem können wir doch helfen, der sonst, wenn wir gar nicht dabei wären, überhaupt verloren wäre⁸.“

Derselbe Frank, der das ohne Protest, ja angeblich sogar mit stillschweigender Zustimmung mitanhört, antwortet am 6. Februar 1940 in einem Interview des „Völkischen Beobachters“ auf die Frage, welcher Unterschied zwischen dem Protektorat und dem Generalgouvernement bestehe:

Einen plastischen Unterschied kann ich Ihnen sagen. In Prag waren z. B. große rote Plakate angeschlagen, auf denen zu lesen war, daß heute 7 Tschechen erschossen worden sind. Da sagte ich mir: Wenn ich für je sieben erschossene Polen ein Plakat aushängen lassen wollte, dann würden die Wälder Polens nicht ausreichen, das Papier herzustellen für solche Plakate. — Ja, wir mußten hart zugreifen.

Ist das die Sprache eines Menschen, der nur deswegen mit den Wölfen heult, damit er wenigstens hie und da die Zustände etwas mildern kann?

Es fällt auf, daß viele Menschen, die in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft an Verbrechen mitgewirkt haben, jedes Schuldgefühl verdrängen konnten. Die allermeisten sind weder vorher noch nachher jemals mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. In den braunen Jahren haben sie nur das getan, was die Autorität ihnen befohlen, was die Führung von ihnen erwartet hat. Kein Staatsanwalt hätte es damals gewagt, sie deswegen zu belangen. Im Gegenteil, sie konnten mit Orden und Karriere rechnen. Wer kann persönliche Schuld auf sich laden, wenn er lediglich gemäß den Intentionen und dem Willen des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht, des Reichskanzlers, des Führers, handelt?

Frank erinnert sich nicht mehr, was er in Polen alles angeordnet und verkündet hat. Oder will er es nur vergessen machen? Das wäre ein untaugliches Beginnen, denn sein Tagebuch — eine kleine Bibliothek von 38 Bänden — erzählt mit pedantischer Genauigkeit von jedem Schritt und jedem Wort. Alfred Rosenberg, der Minister für die besetzten Ostgebiete, der die Verschickung aller Juden Zentraleuropas nach dem Osten angeregt hat, will nicht geahnt haben, was in den Vernichtungslagern vor sich gegangen ist⁹. Der SS-General Oswald Pohl, der als führender Verantwortlicher in der zentralen Verwaltung aller Konzentrationslager deren Kommandanten befohlen hatte, den Arbeitseinsatz der Häftlinge „im wahrsten Sinn des Wortes erschöpfend“ zu gestalten, schrieb im Nürnberger Gefängnis, er hätte nie jemanden aufgefordert oder ermuntert, andere totzuschlagen, und er sei Unmenschlichkeiten entgegengetreten, wenn er von solchen Kenntnis erhalten hätte¹⁰.

Oft leugnen Verbrecher, um ihrer Strafe zu entgehen. In den eben erwähnten Fällen entsteht aber der Eindruck, daß es sich um etwas anderes handelt: Es fehlt das Schuldbewußtsein: bei den Großen wie bei den Kleinen.

Die Familie Mennecke sah sich nicht veranlaßt, das dicke Paket jener Briefe, die von der Tätigkeit des Doktors in den Konzentrationslagern berichten, zu vernichten. Bräutigam, Landau und Kremer bewahrten ihre Tagebücher auf, in denen sie ihre Handlungen kaum beschönigt eingetragen haben. Ja, Kremer freute sich sogar, als er erfuhr, daß die Behörden, die ihn zu richten hatten, in den Besitz seines Tagebuches gekommen waren; er hoffte, daß ihn diese Aufzeichnungen von jedem Verdacht reinwaschen würden. Offensichtlich schien ihm seine, durch eine wissenschaftliche Publikation gehemmte Karriere Beweis genug dafür zu sein, daß er ein Opfer des Nationalsozialismus und kein Mittäter gewesen sei. Schrieb er nicht damals, daß das Dante'sche Inferno im Vergleich zu Auschwitz fast wie eine Komödie wirke?

Der Spruch der Richter, das Urteil der Geschichte muß anders lauten. Hitler, Goebbels und Frank haben uns das Geständnis ihrer Schuld ebenso in die Hand gelegt, wie Mennecke, der stolz vorgerechnet hat, in welcher Rekordzeit er „Portionen“ von Juden und Ariern erledigt hat; wie Jacob, der sich brüstete, wie er unter den Juden aufgeräumt hat, wie Landau, der ohne alle Umschweife erzählt hat, er habe einmal 20 Juden „umlegen“ lassen; wie Kremer, der keinen Hehl daraus gemacht hat, woher er das lebendfrische Material für seine geplanten Forschungsarbeiten genommen hat.

Hier kann sich selbst der größte Skeptiker davon überzeugen, was jene gewollt und befohlen haben, die damals an der Spitze des Staates gestanden sind und wie sich diese Befehle ausgewirkt haben.

Mennecke ist in der Haft gestorben, Landau sitzt hinter Kerkermauern, Kremer verbringt seinen Lebensabend als begnadigter Verbrecher. Dennoch wäre es eine Selbsttäuschung, sich damit zu beruhigen, daß die Justiz ohnedies ihre Pflicht erfüllt habe und daß man daher diese böse alte Angelegenheit endlich ruhen lassen könne. Daß diejenigen, deren Gedanken und Taten wir eben kennenlernen konnten, ihre Richter gefunden haben, ist ja gerade eine Folge desselben Zufalls, dem wir den Blick auf ihr Denken und Tun verdanken. In keinem Indizienprozeß hätte man ihnen ihre Verbrechen so überzeugend nachweisen können, wie sie es mit ihren Tagebüchern und ihren Briefen selbst getan haben.

Obwohl ihre schriftlichen Geständnisse auf dem Tisch des Gerichtes lagen, haben sie versucht, Ausflüchte zu gebrauchen und ihre Handlungen abzuschwächen. So sagte Kremer seinen Richtern in Münster: „Ich war wie erschlagen, als ich allmählich merkte, was in Auschwitz vor sich geht. Ich nahm mir vor, alles zu erfragen, was geschieht, und nichts gegen die Menschlichkeit zu tun. Das war die Idee meiner Tagebucheintragungen. Ich wollte mit ihnen eine Handhabe haben, um nachweisen zu können, was mir alles zugemutet wurde.“

Wie vertrug sich aber die Entnahme von lebendfrischem Material und das Heimschicken von Paketen mit Gegenständen aus dem Besitz der Ermordeten mit dieser Menschlichkeit des Herrn Professors? Kann man zwischen den Zeilen seiner Eintragungen eine ähnliche Tendenz, wie sie Kremer nachträglich betont, auch nur andeutungsweise herauslesen? Macht er wenigstens nach der Zerschlagung des Nationalsozialismus — er führt ja sein Tagebuch bis zum 11. August 1945 — eine Andeutung in diesem Sinn?

Felix Landau war seinen Richtern gegenüber ehrlicher, als er bei der Verhandlung erklärte: „Ich war damals der vollsten Überzeugung, richtig zu handeln, weil die allgemeinen Richtlinien so lauteten.“

Die Richtlinien lauteten tatsächlich in diesem Sinn. In einem Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers der Deutschen Wehrmacht über die Ausübung der Gerichtsbarkeit in dem Gebiet, das durch die Aktion „Barbarossa“ — den Überfall auf die Sowjetunion — betroffen wird, steht folgender Satz:

„Für Handlungen, die Angehörige der Wehrmacht und des Gefolges gegen feindliche Zivilpersonen begehen, besteht kein

Verf
militä
lers t
La
zur E
Zwei
einm
lichst
kenn
war,
derer
in eir
die n
heim
Auto
desw
keine
der 2
kann
Speis
erotik
nicht
sende
ten e
ande
scher
dere
Es
scher
und
Meni
Verg
Schil
ein a
nern
beite
liebe
sache
Au
Nati
nega
erklä
gen,
form

Verfolgungszwang, auch dann nicht, wenn die Tat zugleich ein militärisches Verbrechen oder Vergehen ist.“ Dieser Befehl Hitlers trägt die Unterschrift des Generalfeldmarschalls Keitel¹¹.

Landau schildert, welche Gefühle ihn beschlichen, als er Wehrlose zur Exekution zu führen hatte. Es sind keine Schuldgefühle oder Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Tuns. Kremer bezeichnete einmal eine Mordaktion, zu der er befohlen war, als das „Schrecklichste der Schrecken“. Aber vergebens sucht man nach der Erkenntnis, daß dieses Schrecklichste auch das Verbrecherischste war, was Menschen bisher ersonnen haben. Keiner von denen, deren geheime Gedanken wir belauschen konnten, hat auch nur in einem Nebensatz daran Anstoß genommen, daß alle diese Taten, die man von ihnen verlangte, außerhalb des Gesetzes und so geheim wie nur irgend möglich durchzuführen waren. Die oberste Autorität im Reich will das, sie deckt das, also brauchen wir uns deswegen nicht zu verantworten, also müssen wir uns darüber keine Gedanken machen: Das führt bei Mennecke dazu, daß er in der Zeit seiner „Arbeit“ im KZ so beneidenswert gut schlafen kann, bei Kremer dazu, daß er auch in Auschwitz dem täglichen Speisezettel eine so große Aufmerksamkeit widmet, und Landaus erotische Gefühle werden deshalb durch sein blutiges Handwerk nicht im geringsten beeinträchtigt. Und sollte es bei den Zehntausenden, die damals ähnlich wie diese uns nun nur zu gut Bekannten eingesetzt waren, die aber keine Tagebücher geführt haben, anders sein? Hat ihr Gewissen sie behindert, nach dem mörderischen Zwischenspiel wieder ihren Platz in der Gesellschaft als biedere Zeitgenossen einzunehmen?

Es war nicht das Gift des Antisemitismus allein, das diese Menschen damals dazu gebracht hat, an Massenmorden mitzuwirken und gleichzeitig heiße Liebesbriefe zu schreiben, sich über das Menü zu freuen und zu hamstern, was nur zu bekommen war. Vergessen wir nicht, daß Gendarmeriemeister Fritz Jacob in der Schilderung seiner Aktionen aufzählt: „Einmal Zigeuner und ein andermal Juden, Partisanen und sonstiges Gesindel“. Erinnern wir uns an die „Portionen Arier“, die Dr. Mennecke verarbeitet hat. So mörderisch der Antisemitismus auch ist, der damals liebevoll großgezogen wurde: Ihn allein kann man nicht als Ursache dafür ansehen, daß all das möglich wurde und geschehen ist.

Auch der manchmal unternommene Versuch, die Führer des Nationalsozialismus zu dämonisieren und sie zu Übermenschen im negativen Sinn zu machen, um ihren unheilvollen Einfluß besser erklären zu können, ist zum Scheitern verurteilt. Die Erfahrungen, die man mit ihnen gemacht hat, als sie ihrer Macht und Uniform entledigt waren, widerlegen jede derartige Deutung. Die

Haltung der meisten Naziführer war auf der Anklagebank recht erbärmlich. Der amerikanische Psychiater, der die Angeklagten im Nürnberger Gefängnis zu betreuen hatte, berichtet, daß Ernst Kaltenbrunner immer, wenn er von ihm besucht wurde, in seiner Zelle zusammenbrach und weinte. „Er hatte Angst und suchte Trost“ — mit diesen Worten wird der Mann charakterisiert, der als allmächtiger Nachfolger Heydrichs Befehle gegeben hat, die Tausende schuldig werden ließen¹².

Die Uniform und die vielgerühmte Treue, die Pflege des blinden Gehorsams als besondere Tugend, die Heiligkeit des Fahnen- eides, aber auch die Verächtlichmachung menschlicher Gefühle, die dazu führte, daß man sich menschlicher Regungen schämte, die Ausschaltung von Diskussion und Kritik und die Unmoral des Herrenmenschen, der sich alles erlauben darf — all das zusammen machte es möglich, daß Durchschnittsmenschen wie Mennecke oder Landau Massenmörder wurden. Das ermöglichte es erst, daß ihnen ihre Untaten gar nicht richtig zu Bewußtsein kamen. Erschreckt muß man feststellen: Ein totalitäres System macht in wenigen Jahren das Unwahrscheinliche, Unglaubliche, das Unmögliche nicht nur möglich, sondern für viele selbstverständlich.

Was wir schauernd und widerstrebend gelesen haben, wurde vor gar nicht so langer Zeit von Menschen vollbracht, die Kant gelesen hatten — wie Professor Kremer —, die für Beethoven und Wagner schwärmten, die es liebten, über Probleme der Kunst und der Kultur anregend zu plaudern.

Was für eine Zeit war das doch! Ist sie endgültig vorbei? Ist eine Wiederholung unmöglich? Parteien, die das Unmenschliche befehlen, müssen nicht dieselbe Farbe und das gleiche Symbol haben; die Opfer müssen auch nicht demselben Personenkreis angehören. Sind wir davor sicher, daß heute keine Gewalt die Unmenschlichkeit auslösen kann, die damals die Krematorien in Auschwitz Tag und Nacht in Betrieb hielt? Wenige Jahre vorher hätte jedermann etwas derartiges für völlig unmöglich gehalten. Viele hielten es noch für ausgeschlossen, als es bereits geschah. Was könnte uns heute die Berechtigung geben, uns sicherer zu fühlen als die Generation vor Auschwitz?

Sind Kremer und Mennecke, Landau und Jacob außergewöhnlich schlechte, unterdurchschnittlich schwache Charaktere? Oder haben sie so Unvorstellbares verbrochen, weil sie in einer außergewöhnlichen Situation nicht die Kraft hatten, menschlich zu bleiben — weil ihnen niemand die Kraft vermittelte, wie Menschen zu fühlen und zu handeln und es auf sich zu nehmen, gegen den Strom zu schwimmen? Sind sie nicht Produkte ihrer Zeit, einer Zeit, der wir noch nicht entwachsen sind?

Die Zeitgeschichte ist von brennendem Interesse. Wer will es verantworten, ihren Problemen auszuweichen, weil die Beschäftigung damit belastet und zugleich verpflichtet? Besteht nicht die Notwendigkeit, die junge Generation zum Studium der Geschichte dieser Epoche zu ermutigen? Es ist sicherlich nicht bedeutungslos, die Punischen Kriege, die Feldzüge Napoleons und die Revolutionen des Jahres 1848 kennenzulernen. Die historische Epoche in der wir leben, in welcher jene Pläne und Taten möglich wurden, von denen uns die Tagebücher und die Briefe berichtet haben, ist zweifellos für uns noch lehrreicher.

Faint, illegible text covering the main body of the page, likely bleed-through from the reverse side.

In
wurd
büch

Br
neck
bore
Dise
sich
Proz
Kons
furt
respe
tatio
proze
schen
zoge
der
stitu
chen
(Bild
befir
Ku
deut
„Wis
keit“
lich
Lam
1949
ber“
Rütt
1961

Ta
Die
der

In dieser Zusammenstellung wurde aus folgenden Tagebüchern und Briefen zitiert:

Briefwechsel Dr. Fritz Mennecke mit seiner Frau Eva, geborene Wehlau, und anderen. Diese Korrespondenz befindet sich in den Gerichtsakten des Prozesses gegen Mennecke und Konsorten (4 Kls 15/46, Frankfurt am Main). Ein Teil der Korrespondenz wurde als Dokumentation für den Nürnberger Ärzteprozeß (vor einem amerikanischen Militärgericht) herangezogen. Beglaubigte Abschriften der Briefe befinden sich im Institut für Zeitgeschichte in München. Fotokopien der Fotografien (Bild und beschriftete Rückseite) befinden sich ebenfalls dort.

Kurze Auszüge wurden in deutscher Sprache publiziert in „Wissenschaft ohne Menschlichkeit“ von Alexander Mitscherlich und Fred Mielke (Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1949) und in „Die Kreuzelschreiber“ von Bert Honolka (Verlag Rütten und Loening, Hamburg 1961).

Tagebuch Joseph Goebbels'. Die Tagebucheintragungen aus der Zeit vom 21. Januar 1942 bis

9. Dezember 1943 sind — allerdings bruchstückhaft — erhalten geblieben. So fehlen zum Beispiel alle Eintragungen aus der Zeit vom 24. Mai bis zum 6. Dezember 1942. Eine Fotokopie des gesamten erhaltenen Tagebuches befindet sich im Institut für Zeitgeschichte in München. In deutscher Sprache wurde es auszugsweise von Louis P. Lochner publiziert (Atlantis Verlag, Zürich 1948).

Tagebuch Otto Bräutigams. Das gesamte mit der Hand geschriebene Tagebuch reicht vom 11. Juni 1941 bis 8. Februar 1943. Eine Fotokopie befindet sich in der Wiener Library, London.

Tagebuch Dr. Hans Franks. Das gesamte Tagebuch lag beim Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozeß vor und wurde nachher den polnischen Behörden übergeben. Eine Fotokopie des Tagebuches befindet sich im Institut für Zeitgeschichte in München. Auszugsweise wurde das Tagebuch (Zitate in deutscher Sprache) in dem Buch „Dziennik Hansa Franka“ (herausgegeben von Stanislaw Piotrowski, Wydawnictwo prawnicze, Warschau 1957) veröffentlicht.

Der Briefwechsel zwischen Gendarmeriemeister Fritz Jacob und Generalleutnant Querner befindet sich in den Akten der Nürnberger Prozesse. Eine Kopie ist im Archiv des Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris. Dieser Briefwechsel wurde mit geringen sprachlichen Korrekturen in dem Buch „Das Dritte Reich und seine Diener“ von Léon Poliakov und Josef Wulf (Arani-Verlag, Berlin 1956) veröffentlicht.

Das Tagebuch Felix Landaus wurde in der Zeit vom 3. Juli bis 2. Oktober 1941 geführt und befindet sich bei den Gerichtsakten des Verfahrens gegen Landau (14 KS 9/61 Stuttgart).

Die beiden benützten amtlich beglaubigten Abschriften wurden zu einer Zeit gemacht, als dieses Tagebuch noch bei der Polizeidirektion Wien, Abteilung I, deponiert war. Sie befinden sich jetzt im jüdischen Dokumentationszentrum Wien und bei Hermann Langbein.

Das Tagebuch Johann Paul Kremers lag bei den Prozessen in Krakau (24. November bis 22. Dezember 1947) und Münster (14. bis 29. November 1960, 6 d Js 473/58) vor und

befindet sich bei den polnischen Behörden. Eine Fotokopie liegt im Institut für Zeitgeschichte in München.

Der kurze Dialog zwischen Jodl und Hitler (Seite 110) ist den „Lagebesprechungen im Führerhauptquartier“ (herausgegeben von Helmut Heiber, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1963) entnommen.

Der Brief Himmlers an Kersten (Seite 111) befindet sich bei den Akten der Nürnberger Prozesse. Eine Fotokopie ist im Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris.

Die Zitate aus den Äußerungen Hitlers im Führerhauptquartier (Seite 122) sind dem Buch „Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-42“ von Dr. Henry Picker, (Athenäum-Verlag, Bonn 1951) entnommen.

*

Allen Instituten, die in dieser Zusammenstellung erwähnt wurden und die bereitwillig die Unterlagen zur Verfügung gestellt haben, sei hiermit für diese Hilfe, ohne die dieses Büchlein nicht hätte herausgegeben werden können, herzlichst gedankt.

Für s
aus d
Tageb
men
dem
vorge
1 Au
ger
ges
stiz
Mü
2 Au
ber
3 Au
geg
4 Au
Au
Hö
Ge
sit
Da
üb
5 Au
ger
sch
stiz
Mü
6 Au
hei
hir
eh
fre
vo
vo
St.
7 Au
Au
Hö
er
sit

Quellenangabe

Für solche Zitate, die nicht aus den vorher angeführten Tagebüchern und Briefen stammen und deren Quelle aus dem Text nicht eindeutig hervorgeht:

- ¹ Aus „Im Angesicht des Galgens“ von Dr. Hans Frank, geschrieben im Nürnberger Justizgefängnis, Beck-Verlag, München 1953 (Anhang).
- ² Aus den Protokollen der Nürnberger Prozesse.
- ³ Aus den Akten des Prozesses gegen Mennecke und Konsorten.
- ⁴ Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen von Rudolf Höß (Januar 1947, Krakauer Gefängnis). Fotokopie im Besitz von Hermann Langbein. Das Zitat ist buchstabengetreu übertragen.
- ⁵ Aus „Im Angesicht des Galgens“ von Dr. Hans Frank, geschrieben im Nürnberger Justizgefängnis (Beck-Verlag, München 1953).
- ⁶ Aus „Portrait eines Menschheitsverbrechers — nach den hinterlassenen Memoiren des ehemaligen Reichsministers Alfred Rosenberg“, herausgegeben von Serge Lang und Ernst von Schenck (Verlag Zollikofer, St. Gallen 1947).
- ⁷ Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen von Rudolf Höß (November 1946, Krakauer Gefängnis), Fotokopie im Besitz von Hermann Langbein.

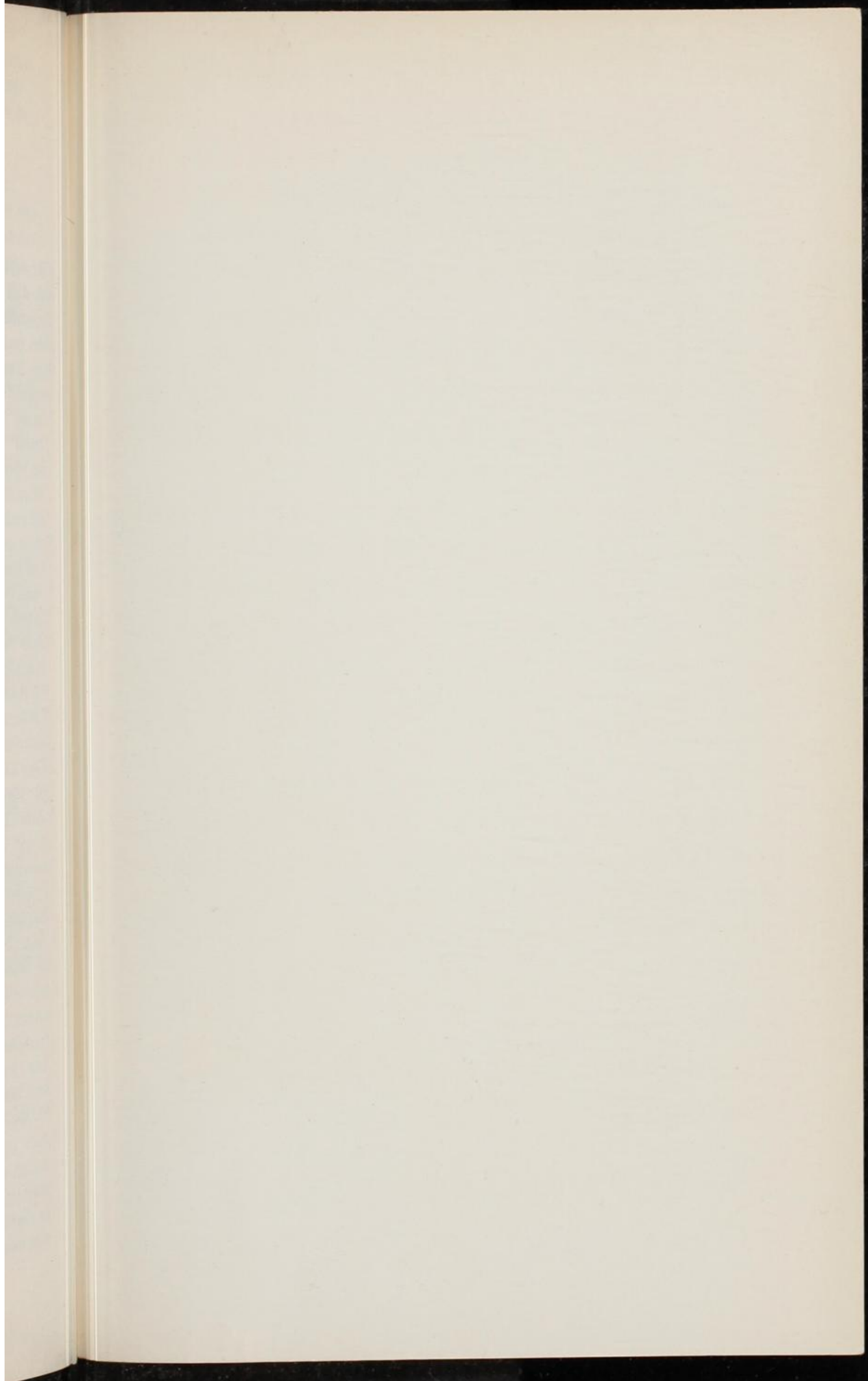
Veröffentlicht in „Kommandant in Auschwitz“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1958).

- ⁸ Aus „Im Angesicht des Galgens“ von Dr. Hans Frank, geschrieben im Nürnberger Justizgefängnis (Beck-Verlag, München 1953).
- ⁹ In seinem Buch „Letzte Aufzeichnungen — Ideale und Idole der nationalsozialistischen Revolution“ (Plesse-Verlag, Göttingen 1955) schreibt Alfred Rosenberg: „Die Umquartierung der Juden aus Städten in Lager und Sonderviertel nahm ich als staatsschützende Aufgabe, die harten Worte des Führers als Drohung. Eine wörtliche Auslegung des Ausdrucks „Vernichtung“ oder „Ausrottung“ habe ich nicht für menschenmöglich gehalten.“
- ¹⁰ Aus „Credo — Mein Weg zu Gott“ von Oswald Pohl (Girnth-Verlag, München 1952).
- ¹¹ Erlaß des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht über die Ausübung der Gerichtsbarkeit im Gebiet „Barbarossa“ und über besondere Maßnahmen der Truppe vom 13. 5. 1941, von Keitel gezeichnet. (Nürnberger Prozeßakten).
- ¹² Aus „22 Männer um Hitler — Erinnerungen des amerikanischen Armeearztes und Psychiaters am Nürnberger Gefängnis“ von Dr. Douglas M. Kelley (Delphi-Verlag, Bern 1947).

Hermann Langbein

wurde 1912 in Wien geboren. Er wandte sich dem Schauspielberuf zu und wurde 1933 unter dem Eindruck der Machtergreifung Hitlers in Deutschland und der politischen Rechtsentwicklung in Österreich Mitglied der KP. 1935 bis 1937 vom autoritären Schuschnigg-Regime mehrmals inhaftiert. Geht nach der Annexion Österreichs im März 1938 nach Spanien und kämpft im Bürgerkrieg auf seiten der Republikaner. Nach Kriegsende in französischen Lagern interniert. Wird nach Hitlers Sieg über Frankreich der Gestapo ausgeliefert. Die folgenden Jahre ist er Konzentrationslagerhäftling, unter anderem in Dachau, in Neuengamme und in Auschwitz, wo er der Leitung der internationalen Widerstandsorganisation angehörte. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist er politisch und publizistisch tätig. Er wird Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees, das er bis 1961 leitet. Langbein hat nach dem Aufstand in Ungarn mit der KPÖ gebrochen und ist jetzt als freier Schriftsteller tätig.

Wesentliche Publikationen: „Die Stärkeren“ (Bericht über Auschwitz) und „Auschwitz, Zeugnisse und Berichte“ (gemeinsam mit H. G. Adler und E. Lingers-Reiner), „Im Namen des deutschen Volkes“ (Zwischenbilanz der Prozesse wegen nationalsozialistischer Verbrechen).



Wir leben in einer geteilten Welt. Die Probleme sind zahlreicher und komplizierter, die Diskussionen aber seltener und kürzer geworden. Und doch ist das Gespräch zwischen Vertretern verschiedener Anschauungen, als ein Ringen um die Erhaltung europäischen Geistes und humanitärer Gesinnung, um Wahrheit und Klärung, notwendig.

Die Buchreihe »Europäische Perspektiven« will solchen Gesprächen dienen. Sie stellt Standpunkte zur Diskussion und ist bemüht, Mauern einzureißen, die zu errichten heute modern geworden ist.

Die Bücher dieser Reihe sind nicht für den literarischen Durchschnittskonsumenten bestimmt, der nur oberflächlich liest und voreilig Urteile fällt.

**Die
»Europäischen Perspektiven«
sind die**

**Paperbacks
für Anspruchsvolle**

UB Gießen

Colour & Grey Control Chart

Danes Picta

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

Grey 1

Grey 2

Grey 3

Grey 4

Black



aische Perspe

es getan

Selbstporträts

in Tschücherrn

0 cm 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

6

8

L

9

S

ACL

Europa Verlag